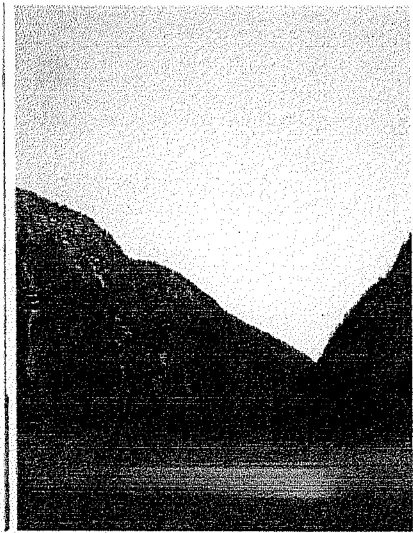
Die Charles Talin Sammlung

(The Charles Talin Collection)



Hallstatt: Twilight of the Gods

2008

Kottenrodt, Deutsche Führer und Meister



Wilhelm Kottenrodt

Deutsche Führer und Meister

Volk und Führer

Deutsche Geschichte für Schulen

Herausgegeben

von

Dietrich Klagges

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main

Deutsche Führer und Meister

Geschichtliche Einzelbilder aus Gegenwart und Vergangenheit

Mit einem Anhang
Feinde und Verräter

Von

Wilhelm Kottenrodt

Mit Bildschmuck von Franz Staffen und Günther Zimmermann

Vierte Auflage

Die Schrift wird in der NS=Bibliographie geführt.

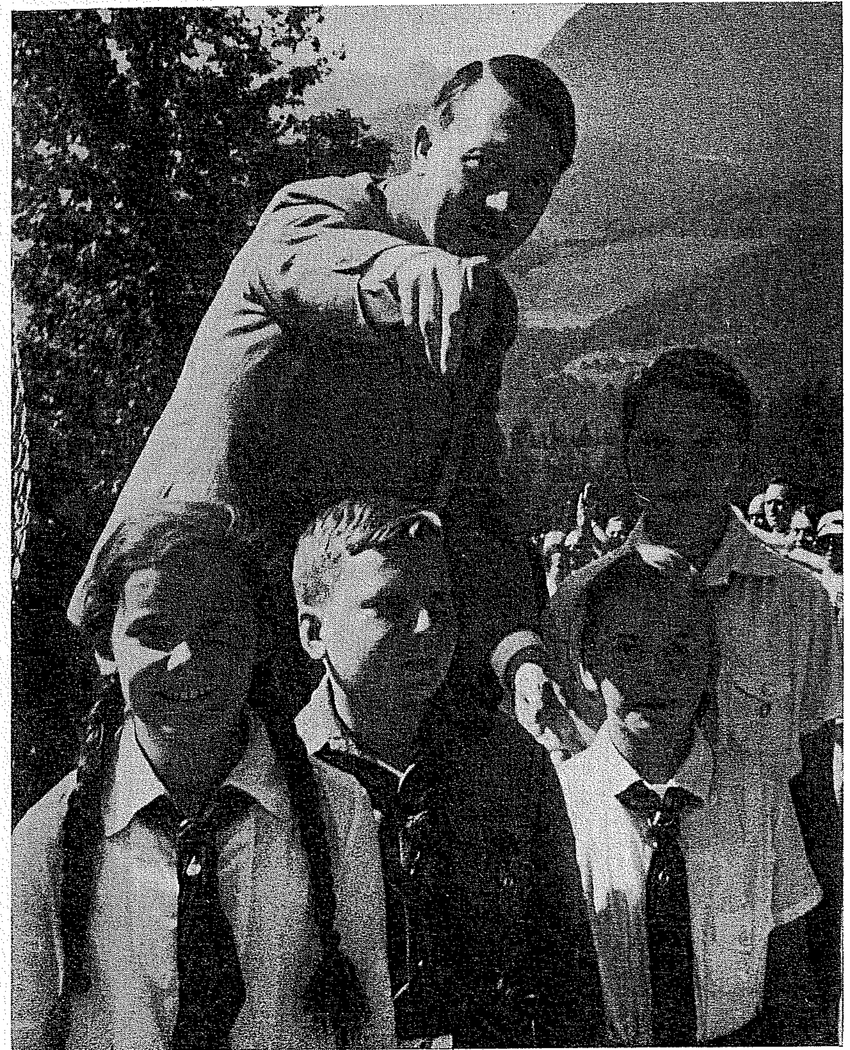
Berlin, den 23. Februar 1938 — Der Vorsitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS=Schrifttums.

1938

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main

Bestell=Nr. 8844

Jugend,
Euer Weg ist
Nationalsozialismus.



Aufn. Presse-Illustrationen Hoffmann

Vater, sind wir nicht auch Deutsche?

Kennst du das Land Ober-Österreich? Seine Bewohner nennen es das Landl. O, glücklich, wer das Landl kennt! Ich weiß keinen deutschen Gau sonst, der so schön wäre. Die Donau fließt mitten hindurch; sie ist hier ein mächtiger und reißender Strom. Links und rechts reiht sich Hügel an Hügel. Dazwischen brechen schäumende Flüsse hervor, die ihr Wasser in die Donau ergießen.

Die Hügel umschließen anmutige Täler, darin breiten sich fruchtbare Äcker und saftige, blumenreiche Wiesen. Stolze Bauernhöfe liegen da; sie sind durch Haus und Stall und Scheuer nach allen vier Seiten abgeschlossen; Vierkanthöfe nennt man sie.

Wenn du mittags zur Sonne schaust, so blickst du auf himmelragende Berge. Ihre schroffen Felsen erheben sich aus ewigem Eis und Schnee. Du mußt ein guter Bergsteiger sein und einen ganzen Tag über den Gletscher schreiten und an den steilen Felsen klimmen, wenn du den Gipfel erreichen willst.

Zu den Füßen dieser Bergriesen erblickst du schöne Seen mit klarem Wasser; das leuchtet in der Sonne. Ja, das Landl hat alle Schönheiten, die einer sich ausdenken kann.

Du findest im Landl große Gräber. Darin ruhen viele hundert Bauern. In alten Zeiten, als die Habsburger das Land bedrückten, kamen Pappenheims Eisenreiter herein, die wollten die Bauern zu Knechten machen. Die Bauern liebten die Freiheit und stritten für sie mit Sensen und Dreschflegeln. Die Eisenreiter hatten Kanonen mitgebracht und trugen gute Schwerter. Darum fielen die Bauern unter ihren Streichen und Kugeln. Nun liegen sie in den großen Gräbern. Wer vorübergeht, betet für sie und sagt: „Sie waren Helden!"

Das Landl hat auch berühmte Klöster und alte Städte mit vielen schönen Häusern. Seine Bewohner sind gute Deutsche; sie lieben es sehr und nennen es, wie du gehört hast, das Landl.

Der Fluß Traun kommt aus den Bergen und eilt zur Donau. Über der Traun liegt das Kloster Lambach. Die beiden Türme schauen weit in das Land. Dort lebte in seiner Kindheit Adolf Hitler. Sein Vater hatte nicht weit von Lambach einen Bauernhof gekauft. Er war ein fleißiger Mann und wollte, daß sein Sohn etwas Tüchtiges würde.

Adolf Hitler tummelte sich mit den anderen Knaben in Wald und Wiese. Aber er fand immer noch Zeit, zu lernen und Bücher zu lesen. Er las gern Bücher, vor allem solche von den Heldentaten des deutschen Volkes.

Einmal fand er zwei große, dicke Bände mit vielen Bildern darin. Als er sie las, röteten sich seine Wangen, und seine Pulse klopften. Denn es wurde von den Jahren 1870 und 1871 erzählt und von den Siegen der Deutschen über die Franzosen. Da war die Rede von Moltke, der die deutschen Heere führte, und von Bismarck, der die deutschen Stämme einte, die Preußen und die Bayern, die Hessen, die Sachsen und die Schwaben, so daß sie alle Brüder wurden – und vom greisen König Wilhelm, der die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt setzte. Es wurde auch von vielen tapferen Soldaten erzählt, die ihr Vaterland verteidigten und den Tod nicht fürchteten.

Adolf Hitler jubelte, als er erfuhr, daß die Deutschen als Helden gekämpft hatten. Dann aber ging er zum Vater und fragte:

„Vater, sind wir nicht auch Deutsche?"

„Gewiß, Bub!" war die Antwort.

„Sind unter uns keine Helden?"

„Alle deine Vorfahren waren Helden. Ich will dir die großen Bauerngräber im Landl zeigen. Alle, die darin ruhen, wollten lieber sterben als Knechte sein."

Adolf hatte schon von den Bauerngräbern gehört und dachte nach. Endlich fragte er:

„Vater, warum hast du 1870 nicht gegen die Franzosen gekämpft? Sie wollten die Deutschen zu Knechten machen."

Der Vater erwiderte:

„Ich bin ein Österreicher und durfte nicht mitkämpfen."

Adolf Hitler gab sich nicht zufrieden. Er fragte weiter:

„Sind wir Österreicher nicht deutsche Brüder wie die Bayern und die Preußen?"

Er erhielt die Antwort:

„Nicht jeder Deutsche hat das Glück, dem Reiche Bismarcks anzugehören."

Adolf Hitler schwieg. Bitter enttäuscht ging er hinaus. Drunten rauschte die Traun vorüber. Sie kam geradeswegs von den himmelhohen Bergen, die im Süden winken. Er hörte ihr Rauschen nicht. Am Waldesrand sangen die Vögel. Er hörte auch sie nicht. Der Wind fächelte um die Stirn des

Knaben. Er fühlte es nicht. Andere Buben neckten ihn, weil sie mit ihm raufen wollten. Adolf raufte gern. Aber heute achtete er nicht auf sie.

Im Herzen des Knaben quoll eine starke Sehnsucht auf. Er wollte auch dem Reich Bismarcks angehören. Er und der Vater und die Mutter, und die Schwester auch, und alle Freunde, alle Österreicher, sie müßten deutsche Brüder sein wie die im Reich. So würden die Männer der Heimat mit ihnen als Helden streiten.

Adolf Hitler im Weltkrieg

Adolf Hitler lebte als junger Maler in München, als der Weltkrieg ausbrach. Obwohl er Österreicher war, wollte er in der Armee des Bismarckreiches kämpfen. Freiwillig zog er mit einem bayrischen Regiment in den Krieg. Als einfacher Soldat kämpfte er an der deutschen Front in Frankreich. Ganz vorn im Schützengraben war sein Platz. Wenn vor der Front die Feinde sich rührten, mußte er zum Hauptmann zurück und ihm Meldung bringen. Das war sehr gefährlich; denn unzählige Granaten heulten durch die Luft. Sie wühlten sich tief in den Erdboden und platzten dort. Eisensplitter, Steine und Erde wurden emporgeschleudert und flogen nach allen Seiten. Wen sie trafen, den verwundeten oder töteten sie. Adolf Hitler fand trotzdem seinen Weg. Er war einer der Tapfersten und erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Im Herbst 1918 schossen die Engländer mit Gasgranaten. Viele Soldaten starben, wenn sie das Gas einatmeten. Adolf Hitler lief zwischen den einschlagenden Granaten hindurch. Der Hauptmann befand sich im Unterstand. Der Tapfere wollte ihm eine Meldung bringen. Giftiges Gas strömte aus den berstenden Granaten und brannte ihm in die Augen.

Als er in den Unterstand kam, wurde es um ihn finster. Er sah nichts mehr. Die Brust konnte nicht mehr atmen, und die Augen schmerzten ihn, als seien sie in glühende Kohlen verwandelt.

Der unerschrockene Soldat war für lange Zeit blind. Die Sanitäter trugen ihn in einen Lazarettzug, der ihn nach Deutschland bringen sollte. Sie fuhren Tag und Nacht, durch Wälder und über Ströme. Aber er sah von allem nichts. Zuletzt kam der Zug nach Pommern. Er hielt in der Stadt Pasewalk. Wieder waren Sanitäter da; sie trugen die Verwundeten aus dem Zuge. Schwestern sorgten für sie und gaben ihnen zu trinken.

Adolf Hitler wurde in das Lazarett gebracht. Der Arzt untersuchte seine Augen und sprach dem Verzweifelten freundlich zu:

„Verlieren Sie die Hoffnung nicht! Sie werden wieder sehen."

Einige Wochen gingen hin. Der Kranke hatte immer große Schmerzen. Aber eines Tages konnte er Hell und Dunkel unterscheiden. Wieder nach einigen Tagen erkannte er Häuser, Bäume und Menschen. Aber sie waren vor ihm noch wie Schatten. Ein Kamerad besuchte Adolf Hitler und erzählte:

„Jetzt schreien viele nach einer Revolution. Sie wollen den Kaiser absetzen. Die Soldaten sollen den Offizieren nicht mehr gehorchen. Sie sollen auch nicht mehr gegen die Feinde kämpfen. Dann würde es besser werden."

Adolf Hitler fuhr auf:

„Das ist Wahnsinn! Wißt ihr nicht, daß die Franzosen und die Engländer uns vernichten wollen? Sie würden uns unsere Flugzeuge, unsere Schiffe, Geschütze und Gewehre wegnehmen. Sie würden in Deutschland einmarschieren. Wir müßten ihnen unser Geld, unsere Kohlen, das Holz in den Wäldern und das Vieh in den Ställen geben. Die deutschen Frauen müßten hungern, die Kinder erhielten keine Milch mehr. Wir könnten in zerrissenen Schuhen und in zerlumpten Kleidern gehen. Nein, die Revolution wäre ein Unglück, sie wäre Verrat!"

Adolf Hitler wußte nicht, was in der Welt geschah. Er konnte noch immer keine Zeitung lesen, die Augen schmerzten noch zu sehr.

An einem trüben Novembertage kam der Pfarrer in das Lazarett. Er war ein alter Herr in weißem Haar. Die Verwundeten kannten ihn gut; denn er hatte sie oft in ihrer Not getröstet. Seine Stimme zitterte, als er begann:

„Die Revolution ist ausgebrochen. Die Meuterer haben den Kaiser abgesetzt. Er hat das Land verlassen. Viele Soldaten warfen die Waffen fort. Nun können wir uns nicht mehr gegen die Feinde wehren. Sie werden kein Mitleid mit uns haben. Sie werden uns zu Knechten machen. Frauen und Kinder werden in ihrer Not weinen, und niemand wird sie schützen."

Adolf Hitler wankte, als er diese Worte vernahm. Es wurde wieder schwarz vor seinen Augen. Er taumelte in den Schlafsaal. Er warf sich auf das Bett und grub den Kopf in die Kissen. Er klagte leise:

„Der Kaiser verraten! Deutschland verraten und seinen Feinden preisgegeben! Das bedeutet für das ganze Volk Schande und Hunger! Es sind Schurken, die das getan haben!"

Dann wurde Adolf Hitler ruhig. Er dachte:

„Gott will, daß Deutschland gerettet wird. Kaiser und Fürsten sind von uns gegangen. Ich bin ein einfacher Arbeiter und Soldat. Aber ich liebe mein Volk. Es ist Gottes Wille, daß ich meinem Volke helfe. Ich will sein Führer sein, der Führer aus Nacht und Not."

Getreu bis in den Tod

Das war eine schlimme Zeit in Deutschland, als die Novemberlinge die Macht in der Hand hatten. An den Grenzen drohte der Feind, und die Deutschen wagten nicht, sich zu wehren. Die Regierung hatte das Vermögen des Volkes verschwendet. Mit Millionenscheinen zündete man die Pfeife an, weil sie nichts mehr wert waren. Die Mütter wußten nicht, wie sie Brot und Milch kaufen sollten. Der Deutsche, der das Vaterland und die Freiheit und die Ehre liebte, wurde von der eigenen Regierung in den Kerker geworfen.

Adolf Hitler wollte, daß es in Deutschland besser würde. Es sollten wieder Männer regieren, die ehrlich waren und Volk und Vaterland über alles liebten. Er marschierte an der Spitze der Nationalsozialisten durch die Straßen von München. Sie alle hatten ihr Leben hundertmal im Kampf für Deutschland gewagt, sie wollten jetzt seine Freiheit zurückgewinnen. Aber die Volksverräter schickten Polizei mit Maschinengewehren und ließen auf die Vorkämpfer des neuen Deutschland schießen. Ein Hagel von Geschossen brauste und pfiff heran. Viele Treue lagen in ihrem Blut, die einen tot, die anderen verwundet.

Unter den Verwundeten war auch Hermann Göring, der siegreiche Flieger aus dem Weltkrieg. Die Kugeln hatten ihn schwer getroffen. Seine Freunde trugen ihn blutend vom Platz. In einem Laden verband man seine Wunden. Ein Bote eilte zu Karin Göring, seiner Gattin. Sie war eine Schwedin, aber sie liebte Deutschland wie ihr Vaterland.

Karin Göring lag krank, eine Lungenentzündung hatte sie befallen, und das Fieber quälte sie. Als die Schreckensnachricht zu ihr kam, stand sie trotzdem auf, sie kleidete sich an und eilte zu ihrem Mann.

Er lag noch auf blutiger Bahre, doch nun war Karin Göring bei ihm.

Die Machthaber in München befahlen, Adolf Hitler und seine Getreuen zu verhaften. Die Grenzen des bayrischen Landes wurden gesperrt. Die Freunde Hermann Görings beschlossen, ihn trotzdem nach Tirol zu bringen und so zu retten. Karin erklärte, daß sie mit ihrem Mann gehen würde.

Der Winter war eben angebrochen. Die Nächte waren lang und dunkel, sie waren auch kalt und voll Regen. In einer solchen Nacht kamen die Flüchtigen glücklich zur Grenze. Hier lauerten auf allen Straßen die Wachen, um jeden abzufangen, der Deutschland über alles liebte.

Die Alpen erheben sich dort zum Himmel, die Gipfel der Berge sind selbst im Sommer mit Eis und Schnee bedeckt. Im Winter sind alle Wege verschneit. Wer nicht auf Schneeschuhen fährt, versinkt bis über die Knie, manchmal bis unter die Arme. Eisige Stürme brausen von der Höhe nieder. Mancher Mann, der keine Hilfe findet, erfriert droben in den Bergen und findet sein Grab im Schnee.

Hermann Göring lag immer noch todwund auf der Bahre. Und Karin Göring fieberte; Kälte und Hitze jagten abwechselnd durch ihren Körper, die kranke Lunge schmerzte.

Aber sie hatte nur einen Gedanken:

„Ich habe meinem Gatten Treue gelobt. Ich will ihn nicht verlassen."

Einsame Wildpfade führen hoch über die verschneiten Matten und an schroffen Felswänden hin. Es ist für den rüstigen Mann gefährlich, dort bei Nacht zu gehen. Wer ausgleitet, stürzt in eine schauerliche Tiefe.

Auf solchen Pfaden trugen die Freunde Hermann Göring in dunkler Nacht über die Grenze. Keine Mühe war ihnen zu beschwerlich, keine Gefahr zu groß. Wie sollten die Männer zagen, da sie Karin Göring so tapfer sahen?

Diese horchte auf jeden Laut. Knackte dort ein Gewehrschloß? Riefen die Verfolger? Nein, ein nächtliches Tier hatte einen Stein losgeschlagen, und der Sturm heulte dazu. Hermann Göring dachte nur immer: „Deutschland! Deutschland!" Sein Blut quoll aus den Wunden, und er litt große Schmerzen; aber er klagte nicht. Er flüsterte nur: „Deutschland!"

Hermann und Karin Göring hofften auf eine Zuflucht in Innsbruck. Krank und erschöpft kamen sie dort an. Sie fieberten, und der Arzt wußte nicht, ob sie genesen würden. Aber die Regierung von Deutsch-Österreich wies die beiden aus dem Lande. Sie mußten weiter nach Italien fliehen. Die Fremden würden ihnen Schutz gewähren.

Im sonnigen Süden kehrten Hermann Göring die Kräfte wieder. Seine Wunden heilten, und er genas langsam. Karin lag immer noch im Fieber. Aber sie erzählte ihm von seiner deutschen Heimat, von den Bergen und den Strömen, von Domen und Städten und Burgen, die herrlich sind. Dort waren seine Freunde, dort war der Führer. Sie saßen hinter Mauern und Gittern gefangen. Die Sehnsucht brannte in ihm, sie zu befreien, Deutschland zu befreien. Das Vaterland sollte wieder stolz und voller Ehre sein.

Hermann Göring wurde wieder gesund, Adolf Hitler und seine Getreuen wurden endlich aus dem Kerker entlassen. Sie begannen den Kampf um Deutschlands Freiheit von neuem.

Aber Karin Göring genas nicht wieder. In ihrer schwedischen Heimat erlag sie der tückischen Krankheit. Sie war getreu bis in den Tod.

Hitler über Deutschland

Not war in Deutschland. Die Männer hatten keine Arbeit, und die Mütter konnten ihren Kindern kein Brot mehr geben. Das Geld reichte nicht für Schuhe und Kleider. Viele mußten frieren, weil sie die Stube nicht mehr heizen konnten. Die Kommunisten verfolgten unsere braunen Kämpfer. Sie lauerten ihnen auf und schlugen sie nieder. Adolf Hitler wollte dem Volke helfen. Aber die Volksverräter duldeten es nicht. Sie hatten die Macht in Deutschland. Weil sie das Vaterland verraten hatten, fürchteten sie, daß Adolf Hitler sie vernichten würde. Da sprach der Führer:

„Millionen Menschen glauben mir, daß ich mein Volk retten will. Sie alle warten auf mich. Darum will ich zu ihnen sprechen und sie aufrufen, an meiner Seite zu kämpfen."

Die Freunde sagten:

„Das ist nicht möglich. Deutschland ist groß. Wie lange müßtest du reisen, wenn du zu allen sprechen wolltest!"

„Ich nehme ein Flugzeug!" rief der Führer. „Wie der Sturmwind trägt es mich über ganz Deutschland. Überall soll man Lautsprecher aufstellen, und wenn auch hunderttausend Menschen kommen, sie alle werden mich hören."

Die Verräter haßten unsern Führer. Doch er stand Tag für Tag vor vielen Tausenden:

„Ich werde den Kampf gegen sie führen, bis sie sich in ihre Löcher verkriechen. Ich kämpfe nun schon dreizehn Jahre gegen sie. Ich werde weiter

kämpfen. Es ist möglich, daß sie meine Freunde töten. Vielleicht werden sie auch mich töten, aber wir werden uns niemals ergeben."

Die Menschen jubelten ihm zu. Sie drängten sich zu ihm und überschütteten ihn mit Blumen. Adolf Hitler ging zu den Verwundeten, die von den Kommunisten niedergeschlagen waren. Er gab ihnen die Blumen und dankte ihnen für ihre Tapferkeit und ihre Treue.

Es wollte in Deutschland Frühling werden. Die Singvögel waren wieder da; aber sie wagten kein Lied zu singen. Habicht und Falke stiegen nicht in die Lüfte auf. Alle Flieger hatten Befehl, daß sie die Flugzeuge in der Halle ließen; denn ein gewaltiger Sturm brauste über das deutsche Land.

Die Ziegel flogen von den Dächern und prasselten auf die Straßen. Wagen und Menschen wurden umgeworfen. Große Bäume stürzten. Auch die kühnsten Flieger warnten:

„Wer sich heute in die Luft wagt, der wird vom Sturm zerschmettert."

Aber Adolf Hitler flog doch.

Von Nürnberg sollte es nach der alten Kaiserstadt Frankfurt gehen. – Der Sturm war zum Orkan angewachsen. Er entwurzelte die Baumriesen in den Wäldern.

Der Führer ließ sich nicht zurückhalten:

„Ich habe es versprochen, zu kommen. Also komme ich."

Sie stiegen in das Flugzeug. Der Motor begann zu rattern. Das Flugzeug schraubte sich hoch. Es schoß wie ein wilder Vogel durch die Lüfte. Der Orkan packte es und warf es hoch und nieder. Er pfiff und heulte in den Spanndrähten. Er rüttelte an den Tragflächen. Aber der Kapitän hielt das Flugzeug in der Bahn. Immer weiter raste es durch die Luft.

Der Orkan jagte ungeheure Wolken vor sich her. Es war Tag, und doch wurde es finster. Der Kapitän sah die Erde nicht mehr; auch Adolf Hitler sah sie nicht. Leicht hätten sie sich verirren können. Sie flogen niedriger, um unter die Wolken zu kommen. Doch die Wolkenfetzen hingen schon in den Kronen der Bäume. Fast wären sie hineingerast und hätten das Flugzeug zertrümmert. Aber der Kapitän hatte eine sichere Hand, er riß es wieder in die Höhe.

Der Sturm fegte den Schnee aus den Wolken. Eine weiße Decke legte sich auf das Flugzeug. Sie breitete sich auch über das grünende Land. Hagelschauer prasselten gegen die Fenster. Wieder sprang das Flugzeug auf und nieder.

Aber der Führer gab nicht nach:

„Was kümmert uns das Wetter? Wir müssen Frankfurt erreichen!"



Und sie erreichten Frankfurt. Viele tausend Menschen warteten dort, sie hatten schon manche Stunde in Sturm und Regen gestanden. Sie wollten Adolf Hitler sehen und hören. Ihr Jubel brandete ihm entgegen, als das Flugzeug sich zur Erde niedersenkte.

Und dann hörten sie Adolf Hitler:

„Das ganze deutsche Volk steht in unseren Reihen. Millionen Arbeiter und Angestellte, Handwerker und Bauern! Auch die Beamten und die Ärzte, die Dichter und die Künstler! Sie alle wollen, daß Deutschland wieder frei und stark werde."

Heilrufe brausten über den weiten Platz, und Hunderttausend sangen mit emporgerecktem Arm:

„Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen."

Der Soldat sagte:

„Adolf Hitler wird Deutschland wieder stark und groß machen."

Der Lehrer: „Aus trotzigen Knaben sollen kühne Männer werden."

Der Arbeiter: „Ich werde wieder arbeiten und schaffen dürfen."

Der Bauer: „Ich will den Acker pflügen, ich will säen und ernten, denn nun werde ich auf dem Hof meiner Väter sicher wohnen."

Die Mutter: „Ich werde wieder Brot haben für meine Kinder."

Der Bildhauer: „Ich will das Denkmal des Führers schaffen, damit auch die Enkel noch seine Gestalt sehen."

Der Dichter: „Und ich will das Werk des Führers preisen; man soll in den spätesten Zeiten noch von ihm singen und sagen."

Der Riesenvogel erhob sich über die Stadt Frankfurt. Trotz Sturm und Schnee führte er Adolf Hitler weiter über Deutschland hin. Es warteten überall Hunderttausende auf ihn.

Der Kampf um Berlin

Eine endlose und schnurgerade Straße führt aus Berlin hinaus. Sie geht mitten durch den Wedding. Viele kürzere Straßen zweigen nach allen Seiten von ihr ab. Hohe Häuser mit fünf und sechs Stockwerken sind dort. Darin wohnen zahlreiche Menschen, oft hundert in einem. Enge Höfe sind dahinter und wieder Häuser. Die Sonne dringt kaum in die Höfe hinab.

Deutsche Arbeiter hausen dort in elenden Höhlen. Auch Verbrecher, die schon im Gefängnis und im Zuchthaus gesessen haben, finden hier ihre Schlupfwinkel.

Das war den Kommunisten gerade recht. Sie hetzten die Armen auf, so daß sie ihnen folgten. Die Verbrecher sorgten dafür, daß sich kein Nationalsozialist auf dem Wedding sehen ließ. Wer im Braunhemd kam, der wurde niedergeschlagen. Mancher gute Deutsche lag dort in seinem Blut. Über dem Wedding wehte allein die rote Fahne.

Doktor Goebbels stand vor seinen Getreuen:

„Auf dem Wedding muß die Hakenkreuzfahne wehen. Adolf Hitler hat es befohlen, und so soll es sein. Ich will den armen und verzweifelten Menschen seine Botschaft verkünden. Wir nehmen den größten Saal auf dem Wedding."

„Wir müßten in die Pharussäle gehen", rief ein SA.-Mann, „aber die Kommunisten lassen uns nicht hinein. Sie haben gedroht, daß sie jeden totschlagen werden, der sie dort störe."

Doktor Goebbels: „Wir werden mit ihnen fertig werden. Auch die Arbeiter auf dem Wedding sind unsere Brüder. Sie sollen die Wahrheit über Deutschland hören."

Riesenplakate riefen das Volk in den Pharussaal. Die Polizei mußte ihn schon am frühen Abend sperren; so viele Menschen waren gekommen.

Um acht Uhr abends fuhr Doktor Goebbels im Auto vor. Viele tausend Menschen drängten sich auf der Straße, weil sie nicht mehr in den Saal kommen konnten. Sie drohten laut, daß sie alle Nationalsozialisten zusammenschlagen wollten. Der Doktor kam kaum hindurch. Er biß die Zähne zusammen und bahnte sich einen Weg.

Der Führer der Schutzstaffel meldete:

„Unter drei Menschen im Saal sind immer zwei Kommunisten. Sie haben auf den Tischen Batterien von Biergläsern aufgebaut. Es wird eine heiße Saalschlacht geben."

Der Doktor antwortete:

„So oder so! Heute wird die Entscheidung fallen, wem der Wedding gehört!"

Er betrat den Saal. Von den vielen Menschen war die Luft heiß und stickig. Mehrere tausend Stimmen schwirrten durcheinander.

Als die Kommunisten Doktor Goebbels sahen, brach die Hölle los:

„Bluthund! Arbeitermörder!" schrien sie ihm entgegen.

Den Doktor kümmerte das Johlen und Schreien nicht. Er ging ruhig auf die Bühne.

Der SA.-Führer grüßte den Doktor mit erhobener Hand. Aus dem Saal antwortete ein schallendes Gelächter.

Der SA.-Führer stand wie eine Eiche und eröffnete die Versammlung. Jedesmal, wenn er sprechen wollte, brüllten die Kommunisten, so daß kein Wort zu verstehen war.

Einer stand auf dem Stuhl und hetzte die anderen auf. Doktor Goebbels gab der Schutzstaffel einen Wink. Der Sturmführer eilte mit wenigen Männern in den Saal hinab. Sie packten den Hetzer und stellten ihn auf die Bühne.

Da krachte ein Bierglas an die Wand und zersplitterte. Die Kommunisten brachen Stuhlbeine los. Gläser, Flaschen und Stühle flogen gegen die Reihen der SA.

Wie ein Mann warf sich die braune Front der tobenden Meute entgegen.

Das wurde ein harter Kampf, denn die Kommunisten waren in großer Überzahl. Viele Kämpfer sanken blutend nieder.

Doktor Goebbels stand ruhig da und wich auch nicht zurück, als die Kommunisten gegen die Bühne vordrangen. Da bekamen die Menschen Achtung vor seinem eisernen Willen.

Zuletzt siegten die Nationalsozialisten. Heulend und fluchend flohen die Roten aus dem Saal.

Der SA.-Führer stand wieder an seinem Platz und rief, als wäre nichts geschehen:

„Die Versammlung geht weiter! Das Wort hat Doktor Goebbels!"

Der Doktor sprach von Adolf Hitler, daß er Deutschland aus Not und Schmach befreien wolle. Leuchtenden Auges lauschten die Menschen der Botschaft des Führers.

Zerbrochene Tische und Stühle, Splitter, Scheiben, Blut im Saal. Schwerverletzte SA.-Männer lagen da und warteten, daß die Ärzte kämen und ihnen hülfen. Ihre Kameraden aber standen in Reih und Glied.

Doktor Goebbels führte seine Rede zu Ende. Da besannen sich viele Bewohner des Weddings auf ihr deutsches Herz und folgten fortan dem Hakenkreuz. Auch hier mußten die Roten den Ruf hören:

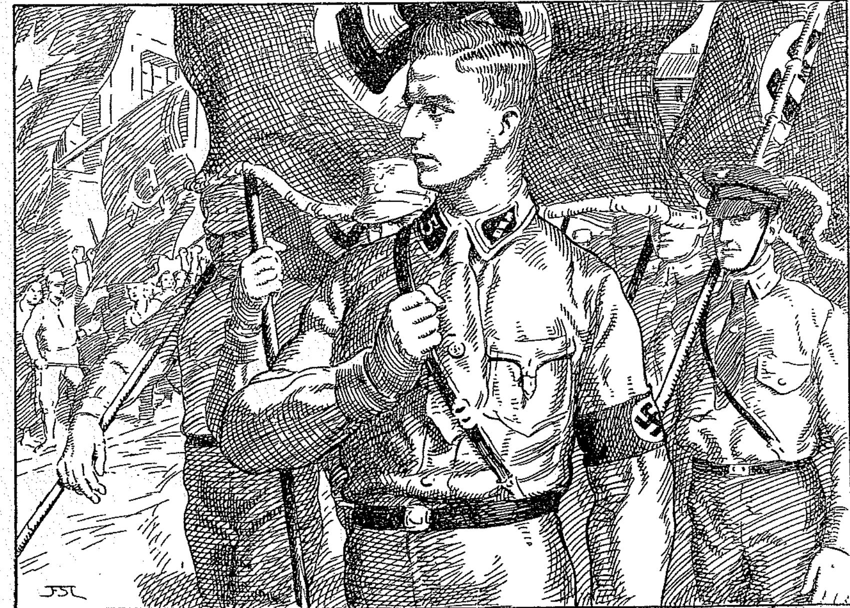
„Deutschland, erwache!"

Die Fahne hoch

Kennt ihr Berlin? Wer nicht dort gewesen ist, hat wenigstens schon Bilder von Berlin gesehen. Die Stadt ist riesengroß. Man kann fünf Stunden laufen und dabei die längsten Schritte nehmen, und doch ist man noch nicht von einem Ende zum andern gekommen.

Immer neue Straßen tun sich auf, ein Haus reiht sich an das andere. Sie sind alle vier, fünf, sechs Stockwerke hoch. Hinter ihnen sind Höfe, da stehen noch mehr Häuser. In allen wohnen Menschen, soviel Menschen, daß du sie nicht zählen kannst. Es sind mehr als in ganz Baden und Ostpreußen. Die Häuser wollen nicht für sie reichen, die Ärmsten wohnen unter den Dächern und in den Kellern.

Wenn die Menschen zur Arbeit eilen oder wenn einer den andern besuchen will, dann ist das eine Reise — so weit ist es. Man fährt darum mit der Eisenbahn, die geht mitten durch Berlin. Oder man fährt mit der



Straßenbahn oder mit dem Autobus. Wer Geld hat, mietet ein Auto, oder er kauft sich auch eines.

Es sind soviele Menschen unterwegs, daß die Straßen nicht für alle Platz haben. Darum hat man unter den Häusern entlang Tunnels angelegt. Darin fahren elektrische Züge. Das sind die Untergrundbahnen.

Wenn der Berliner ein Feld oder einen Wald sehen will, dann muß er eine Stunde fahren. Darum sieht er meistens nichts als Häuser und Menschen und hört nichts als Lärm.

Furchtbar ist es, wenn diese vielen Menschen keine Arbeit haben, wenn sie hungern müssen und im Winter ihre Stuben nicht heizen können. So war es nach dem Weltkrieg. Viele hunderttausend Männer fanden keine Arbeit, sie mußten mit ihren Frauen und Kindern hungern und frieren.

Fremde kamen aus Rußland und hetzten die Arbeitslosen auf, daß sie ihre Brüder hassen sollten. Die Bedauernswerten haßten jeden, der es besser hatte als sie, sie haßten auch die SA.-Leute Adolf Hitlers, die ihnen doch helfen wollten, sie haßten sogar ihr Volk und ihr Vaterland.

Stellt euch vor, ihr alle in der Klasse würdet einander hassen! Dann schlüge einer den andern, die Schwachen hätten immer Angst, und keiner

wäre mehr glücklich. So war es in Berlin. Der Haß machte die Menschen noch unglücklicher, als sie schon waren.

Die sich zum Haß verleiten ließen, nannten sich Kommunisten und schwuren zur roten Fahne. Sie bildeten Rotten, die friedliche Menschen überfallen sollten. Wenn die SA.-Leute in der Minderheit waren, fielen die roten Horden auch über sie her und schlugen sie blutig. Viele SA.-Leute kamen dabei ums Leben.

So war es nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland. Viele fürchteten, daß das deutsche Volk an diesem Haß sterben würde. Die aber Adolf Hitler kannten, hofften, daß er es retten würde.

Adolf Hitler wollte auch Berlin von den Mordkolonnen der Kommunisten befreien. Er schickte darum Doktor Goebbels als Führer nach Berlin. Zu dessen treuen Kämpfern gehörte der Student Horst Wessel. Er war der Sohn eines Pfarrers und wohnte in einem Pfarrhause mitten in Berlin.

Horst Wessel war Sturmführer in der SA. Die Leute seines Sturmes kamen aus den Straßen, wo die Ärmsten wohnen. Sie waren selber arm, viele hatten keine Arbeit. Sie vertrauten Horst Wessel, weil er sie liebte. Die Kommunisten aber haßten ihn und sagten:

„Er wohnt in den Häusern der Reichen, er hat alle Tage satt zu essen und weiß nicht, wie weh der Hunger tut!"

Darum blickten die meisten Arbeiter noch scheel auf ihn und sahen ihn als ihren Feind an.

Eines Tages kam Frau Wessel in das Zimmer ihres Sohnes und sah, wie er seinen Koffer packte. Sie fragte:

„Willst du verreisen?"

Horst blickte seine Mutter an und antwortete:

„Nein, Mutter! Ich habe keine Zeit dazu. Ich will in ein armes Haus ziehen und Arbeiter werden."

„Aber du arbeitest alle Tage, für deine Kameraden von der SA., für die Armen in der Stadt, für dein Volk! Tag und Nacht bist du für sie unterwegs und hast keine Zeit für dich und deine Mutter!"

Seine treuen Augen strahlten sie an. Er sprach:

„Liebe Mutter, man kann für sein Volk nie genug tun, denn es ist in Not. Es ist von den Fremden verführt worden und haßt jene, die es lieben. Die Arbeiter sind voll Mißtrauen, weil ich gute Kleider trage und in einem vornehmen Hause wohne. Ich muß werden wie sie, dann werden sie mir glauben und unserm Führer Adolf Hitler vertrauen. Nur, wenn sie ihm folgen, kann

er das deutsche Volk retten. Hat nicht schon mein Vater von der Kanzel verkündet, daß auch die Ärmsten unsere Brüder sind?"

Die Mutter seufzte, aber sie ließ den Sohn ziehen.

Horst Wessel mietete ein Zimmer in einem Hause, in dem viele Arbeiter wohnten. Er fand Arbeit beim Bau der Untergrundbahn. Da stand er mit vielen anderen in der tiefen Grube und hob die Erde aus. Wenn ein Karren voll war, mußte er den nächsten füllen. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren, seine Glieder schmerzten von der ungewohnten Arbeit, und er bekam Schwielen an den Händen. Aber er biß die Zähne zusammen.

Die anderen sagten:

„Das ist einmal ein Kerl!"

Sie lernten ihm vertrauen, und mancher liebte ihn, weil er für jeden einen freundlichen Blick und ein gutes Wort hatte. Mancher Kommunist ließ sich von ihm belehren und wurde SA.-Mann.

In der tiefen Grube der Untergrundbahn war es immer kühl. Aber die Arbeit drängte, man mußte Überstunden machen und so rasch arbeiten, daß alle von Schweiß dampften. Neben Horst Wessel arbeitete sein Kamerad Bruno. Er war früher Kommunist gewesen, stand jetzt aber als SA.-Mann in Horst Wessels Sturm. Bruno war groß und stark. Er wischte sich über die Stirn und sagte:

„Das kostet heut drei Pfund Schweiß!"

Horst erwiderte lachend:

„Du kannst sie entbehren!"

Bruno: „Dafür gibt es am Sonnabend einen schönen Lohn. Ich werde mir auch etwas Gutes leisten!"

Horst steckte seinen Spaten in den Sand und sah den Kameraden groß an:

„Dann kannst du ruhig ein Sozi werden. Die wollen alles für sich haben. Ein SA.-Mann muß opfern. Was er in den Überstunden verdient, gibt er an seinen Sturm. Damit wird den Kameraden geholfen, die Hunger leiden. Wenn du das nicht willst, darfst du gehen, ich halte dich nicht."

Als der Sturm am Abend antrat, schritt Horst Wessel die Reihen ab. Bruno stand an seinem Platz. Die Kapelle setzte sich an die Spitze. Sie bliesen alle auf Schalmeien.

Der Sturm marschierte ab. Sie sollten Doktor Goebbels schützen, der heute wieder vor den Kommunisten reden wollte. Bruno marschierte fest in der Reihe. Er opferte lieber sein Geld, als daß er seinen Sturmführer verlassen hätte.

Die Kommunisten fürchteten Horst Wessel, weil er ihre Anhänger für Adolf Hitler gewann. Sie meinten, es würden bald mehr Arbeiter dem Hakenkreuz folgen als der roten Fahne. Ihr Haß kannte keine Grenzen, und sie beschlossen, ihn zu ermorden. Mit Pistolen bewaffnet, drangen die Verbrecher in seine Wohnung ein. Sie rissen die Tür auf und schossen ihn gerade in den Mund. Er fiel nieder und lag in seinem Blut.

Die SA.-Leute erfuhren, was geschehen war. Sie brachten ihren Führer in das Krankenhaus. Dort wurde er operiert und verbunden. Die Ärzte hatten aber wenig Hoffnung, ihn zu retten.

Doktor Goebbels kam und saß an Horst Wessels Lager. Er sprach ihm Mut zu. Der Kranke litt große Schmerzen, er verlor aber die Hoffnung nicht.

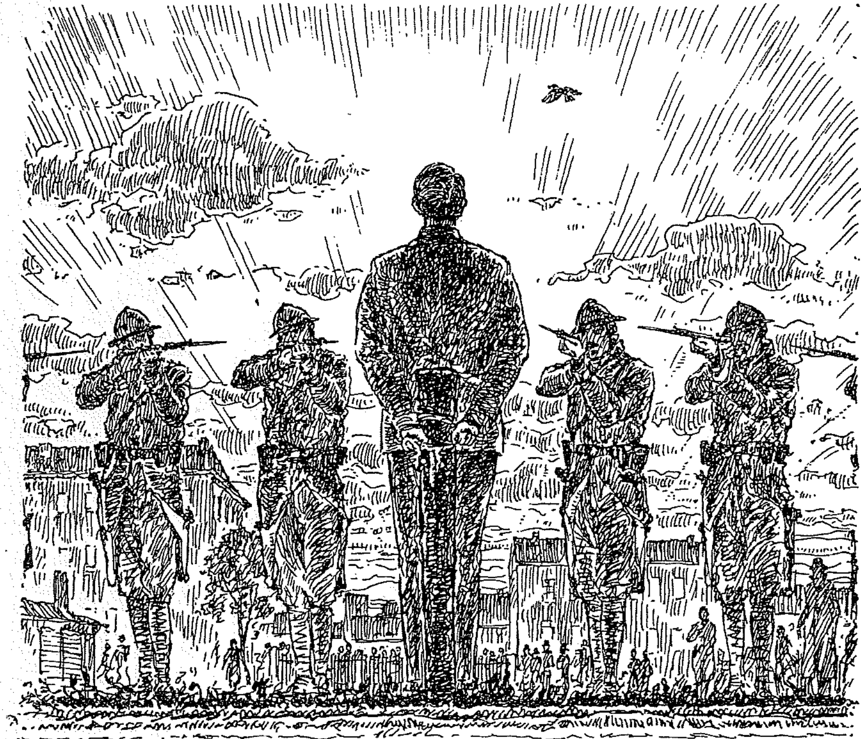
Die SA.-Leute von seinem Sturm besuchten Horst im Krankenhaus. Weil sie ihn nicht stören durften, marschierten sie einzeln an der geöffneten Tür vorüber, ganz leise. Sie reckten den Arm hoch, als Gruß für ihren Führer und als Schwur, daß dennoch über ganz Berlin das Hakenkreuz leuchten solle. Von Horst Wessels Gesicht sahen sie nur die Augen, die aber strahlten vor Freude.

Die Mutter saß alle Tage an seinem Bett. Doktor Goebbels kam jedesmal, wenn man um sein Leben sorgte. Die Kommunisten konnten seinen Tod nicht erwarten. Sie wollten eine Bombe in das Krankenzimmer werfen, damit sie Horst Wessel zerrisse. Doch die SA.-Leute eilten zu Hilfe und trieben die Roten hinaus.

Aber alle Liebe und Treue half nichts. Die Wunden waren zu schwer. Niemand durfte Horst mehr besuchen, auch Doktor Goebbels nicht. Seine SA.-Männer standen draußen und warfen einen Blick voll Liebe und Trauer durch den Spalt der Tür in das Zimmer. Horst Wessel lag in den Armen seiner Mutter und schlief sanft ein. Es wurde ein ewiger Schlaf.

Über Berlin weht nun das Hakenkreuz, und ganz Deutschland singt Horst Wessels trotziges Lied:

„Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen,
SA. marschiert in ruhig festem Schritt.
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschiern im Geist in unsern Reihen mit.“



Albert Leo Schlageter

Wißt ihr, wie schön ein Sommermorgen im Schwarzwald ist? Der Herrgott hat gewiß selber seinen Garten dort angelegt. Auf den Wiesen blühen die Blumen in allen Farben. Aus den Bergen eilen viele Bäche herab. Das Wasser glitzert im Sonnenschein und springt von Stein zu Stein weiter abwärts. Aus jedem Tal erheben sich hohe Berge, und jeder Berg hat eine Krone, das ist ein dunkler Tannenwald. Dort blüht die schöne blaue Blume Akelei. Das Reh tritt auf die Wiese heraus und äugt, ob kein Feind da sei.

Im Schwarzwald liegt das Städtlein Schönau. Hoch über die Dächer ragt der Berg Belchen; um sein Haupt ziehen die Wolken. In Schönau steht ein Bauernhaus mit einem großen Dach, das gegen Sturm und Regen schützt. Darin lebt der Bauer Schlageter. Sein Sohn Albert ist oft auf den

Belchen gestiegen. Wenn er nach vielen Stunden heimkehrte, brachte er der Mutter einen Strauß Blumen mit, die leuchteten und dufteten.

Als Albert in Freiburg zur Schule ging, kam der Krieg. Albert war zwanzig Jahre alt und zog als Freiwilliger in das Feld. Er verteidigte Heimat und Vaterland in vielen blutigen Schlachten. Zweimal wurde er verwundet und kämpfte doch immer wieder für das Vaterland. Für seine Tapferkeit wurde er zum Leutnant befördert.

Der Krieg war lange vorüber; aber die Franzosen waren mitten im Frieden mit Tanks und Kanonen in das deutsche Land marschiert. Sie raubten die deutschen Kohlen. In keiner Fabrik sollte mehr ein Feuer brennen, kein deutscher Mann sollte mehr Arbeit haben; keine Mutter sollte mehr einen Ofen heizen, an dem ihre Kinder sich wärmen könnten. Der Leutnant Schlageter sammelte seine Kameraden zum Widerstand. Sie sprengten Eisenbahnbrücken, um die Züge der Feinde zum Entgleisen zu bringen. Durch ihre Taten wollten sie ganz Deutschland aufrufen. Aber die jungen Helden wurden von deutschen Landsleuten verraten. Die Franzosen spürten Schlageter auf und verurteilten ihn zum Tode durch Erschießen.

An einem schönen Sommermorgen traten Vater und Mutter Schlageter aus dem Hause. Ihre Augen waren rot; denn sie hatten geweint. Sie standen vor der Tür und blickten die Straße hinunter. Sie warteten auf etwas, das da kommen sollte. Manchmal legten sie die Hand über die Augen; denn sie brannten ihnen vor Herzeleid. Die Mutter trug den letzten Brief des Sohnes in der Hand, den sie schon oft gelesen hatte. In der Stunde vor seinem Tode hatte er geschrieben:

„Seit 1914 bis heute habe ich aus Liebe und reiner Treue meine ganze Kraft und Arbeit meiner deutschen Heimat geopfert. Wo sie in Not war, zog es mich hin, um zu helfen. Liebe Mutter! Lieber Vater! Meine größte Bitte wird bis zu meiner letzten Sekunde sein, daß unser lieber Gott Euch stark erhält in diesen schweren Stunden.“

Nun brachten Freunde den toten Helden. Die deutsche Kriegsflagge schmückte den Sarg. Sie wollten ihn in die Heimaterde betten. Sie bahrten ihn im Rathaus auf; denn die Heimat wollte ihren tapfern Sohn ehren. Sein Freund Wilhelm trat zu den Eltern. Er mußte ihnen alles erzählen. So berichtete er:

„Die Franzosen führten Albert auf die Golzheimer Heide am Rhein. Es war noch Nacht. Nur die Scheinwerfer der Autos leuchteten. Drei deutsche

Männer begleiteten Albert Leo auf seinem Todesweg. Das waren zwei Pfarrer und sein Verteidiger vor dem französischen Gericht. Er drückte ihnen die Hand und sprach:

‚Grüßen Sie meine Eltern, Geschwister und Verwandten, meine Freunde und mein Deutschland!‘

Das Morgenrot leuchtete über der Heide auf. Eine Lerche erhob sich dicht hinter ihm aus den Gräsern, sie stieg zum Himmel auf und sang ihr Lied.

Die Franzosen banden Albert an einen Pfahl. Sie befahlen, daß er niederkniee. Aber seine Augen blitzten: Nein! Einer schlug ihn in die Knie. Er sank zusammen. Aber gleich richtete er seinen Körper auf. Er wollte als ein stolzer Deutscher aufrecht sterben. So trafen ihn die französischen Kugeln. Sie zerrissen seine tapfere Brust.“

Und nun hatten die Freunde den Toten heimgeleitet. Alle treuen Deutschen bebten vor Zorn und Trauer. Die Eltern konnten nicht mehr weinen, ihr Schmerz war zu groß. Aber die Mutter blickte den Freund an. Sie sagte:

„Wenn sein Leben nur nicht umsonst geopfert ist! Wenn nur das deutsche Volk sich einigt! Wenn es sich nur an Alberts hohem, edlem Mut aufrichtet und sich selbst wiederfindet! Mein Trost soll sein, daß sein Blut für das Vaterland nicht umsonst geflossen ist.“

Die Glocken läuten über das Tal hin. Die Vögel singen wie die Lerche auf der Golzheimer Heide. Droben stehen die ernsten Tannenwälder und die blaue Blume Akelei. Das Reh äugt zum Tal hernieder. Mit dem deutschen Volke werden sie alle das Grab Albert Leo Schlageters wie ein Heiligtum hüten.

Hindenburg, der Retter Ostpreußens

Deutsche Jungen aus Berlin, aus Köln, aus Nürnberg sind auf Ferienfahrt in Ostpreußen. Sie haben die herrliche Marienburg besucht; sie leuchtete in der Sonne so rot, wie sie es nie gesehen haben. Sie haben noch mehr alte Burgen besucht.

Wogende Kornfelder breiten sich vor ihren Augen. Ein See dehnt sich weit und glänzt in der Sonne. Noch ein See, und noch ein See! Sie staunen, wieviele Seen es hier gibt. Endlose Wälder legen sich wie dunkle

Kränze um die Seen. Sie marschieren stundenlang durch die Wälder; sie hören darin die wilden Tauben rufen und den Markwart schreien.
Dann lichtet sich der Wald. Acker reiht sich an Acker, die Dächer eines Dorfes grüßen herüber. Sie haben den letzten Winkel Ostpreußens erreicht: das Land Masuren.

Die Sonne sinkt schon am Himmel, es will Abend werden. Der Bauer Merten kommt vom Felde heim. Er raucht seine Pfeife und trägt über der Schulter eine Sense. Die Jungen grüßen ihn. Er dankt freundlich für den Gruß. Einer von den Kölnern sagt:
„Wir haben nicht gedacht, daß Ostpreußen ein so schönes Land ist."
Merten bleibt stehen und nimmt die Pfeife aus dem Munde. Da die Jungen helle und gute Gesichter haben, antwortet er ihnen:
„Im Sommer ist es bei uns lustig. Da legen die Hühner Eier, und das Korn ist wie Gold. Aber der Sommer ist kurz. Ihm folgt der lange Winter. Er würde euch wohl nicht gefallen."
„Doch!" sagt ein Berliner. „Dann machen wir Schneeballschlachten! Man kann dann auch Schlittschuh laufen!"
Ein Nürnberger ruft eifrig:
„Wir reisen in den Böhmerwald oder in die Alpen und fahren dort Schi! Das ist der lustigste Sport von allen. Man muß nur ein wenig Mut haben!"

Bauer Merten nickt mit dem Kopf.
„Ja, Jungen, Mut muß man haben, nicht nur beim Schifahren und in der Schneeballschlacht. Es gibt noch andere Schlachten, in denen laufen und fahren viele gerade dem Tod entgegen. Wenn es im Winter ist, deckt sie der Schnee zu."
Die Jungen gehen neben dem Bauern her. Einer der Berliner blinzelt zu seiner Pfeife hinüber. Er hat schon das Bild erkannt, das darauf gemalt ist. Es ist der Generalfeldmarschall von Hindenburg. Er fragt:
„Kannten Sie Hindenburg?"
„Gewiß, er war mein oberster Führer in der Schlacht!"
„Waren Sie auch im Krieg? O, bitte, erzählen Sie uns!"
„Ich habe meine Heimat verteidigt, damals im kalten Winter, als bei 20 oder 30 Grad Kälte das ganze Land eingeschneit war."
Bauer Merten lädt die Jungen ein, in seinem Stall im Heu zu schlafen. Er verspricht ihnen auch, von Hindenburg und der Winterschlacht in Masuren zu erzählen.



Am Abend sitzt Bauer Merten auf der Bank am Hause. Die Jungen haben sich um ihn gesammelt. Merten tut noch einige Züge aus der Pfeife und erzählt:
„Das war eine schlimme Zeit, als die Russen unser Ostpreußen heimsuchten. Ihr hättet es sehen müssen, wie Greise, Frauen und Kinder auf deu Wagen flüchteten. Viele tausend Wagen rollten auf den Straßen hin, alle mit Menschen und Betten und Kleidern beladen. Die Russen brannten Dörfer und Städte nieder. Sie schlugen auch viele deutsche Männer, Frauen und Kinder tot. Sie waren wirklich wie die Räuber."
Er sinnt vor sich hin, dann erzählt er weiter:
„Es waren auch so viele, daß wir Soldaten nichts gegen sie ausrichten konnten. Wir mußten immer weiter zurückmarschieren. Da schickte der Kaiser den General Paul von Hindenburg. Das wißt ihr, wie er die Russen bei Tannenberg besiegte!"
Die Jungen rufen:
„Wir haben das Schlachtfeld bei Tannenberg besucht und auch das Denkmal gesehen! Wir standen vor dem Marschallsturm, in dem der alte Recke ruht."
Ein Kölner fügt hinzu:
„Wir waren auch an den hohen Kreuzen und haben Blumen auf die Gräber der Gefallenen gelegt."

In den Augen des Bauern schimmert es feucht.

„Auch mein Bruder liegt dort begraben. Hindenburg hat selber an seinem Grab gestanden und einen Eichenzweig darauf gelegt. Ihr hättet damals seine hohe Gestalt sehen müssen; ihr hättet in seine Augen blicken müssen, sie waren ernst und doch voll Güte."

Er fährt fort:

„Die russischen Soldaten hatten nun Angst vor Hindenburg; sie sagten, sie könnten nichts gegen ihn ausrichten. Die Deutschen seien noch einmal so tapfer, wenn er sie führe. Aber Rußland ist groß, und der Zar schickte immer mehr Soldaten. Sie waren Drei gegen Einen. Es wurde Winter. Der Schnee lag so hoch, daß man bis an den Leib versank. Der eisige Ostwind brauste von Rußland her. Vielen erfroren die Ohren, oder auch die Nasen und die Finger und gar die Füße."

Wieder sinnt er und spricht darauf weiter:

„Die Russen standen hinter den Masurischen Seen und hatten alle Städte und Dörfer besetzt. Hindenburg sagte: ‚Soldaten, ihr müßt die Russen verjagen, denn sie verwüsten eure Heimat und morden die Frauen!' Wir antworteten: ‚Herr Generalfeldmarschall, das wollen wir auch tun. Wir marschieren, wohin Sie uns führen; und wir schlagen den Feind, wo wir ihn treffen!'

Wir marschierten durch die Winternächte. Nur der Schnee leuchtete uns. Wo wir auch lagerten, es war immer im tiefen Schnee. Der Ostwind blies eisig kalt; da wollte selbst der Pelz kaum wärmen. Wir umzingelten die Russen von allen Seiten. Sie staken in den tiefen Wäldern. Unsere Geschütze schossen hinein. Dann stürmten wir mit Hurra. Die Russen wehrten sich tapfer. Der Schnee färbte sich rot vom Blut. Vierzehn Tage marschierten und kämpften wir so, zuletzt blieben wir die Sieger. Wir wußten ja, daß Hindenburg uns führte!

Überall lagen tote Russen. Hunderttausend sind gefallen. Und Hunderttausend kamen aus den Wäldern. Sie warfen ihre Waffen weg und gaben sich gefangen. Hindenburg meldete dem Kaiser: ‚Nun haben wir Ostpreußen gerettet!'

Die Russen kamen nicht wieder nach Deutschland."

Als die Jungen ins Heu gingen, um zu schlafen, sagte ein Nürnberger: „Das will ich daheim erzählen. Und wenn wir groß sind, wollen wir ebenso tapfer gegen die Feinde kämpfen."

Helden zur See

In Deutschland hungerten die Menschen während des Krieges; denn jeder Sommer brachte eine schlechte Ernte. Wir hatten nicht genug Brot, Fleisch, Butter und Milch. Unsere Schiffe konnten keine Lebensmittel über das Meer hereinbringen; denn überall lauerten die englischen Kriegsschiffe.

Der Kaiser fragte den Admiral Scheer:

„Glauben Sie, daß unsere Flotte siegen wird?"

Der Admiral:

„Die englische Flotte ist viermal so stark wie die deutsche, und die Engländer sind tapfere Leute. Aber die Deutschen werden sie übertreffen. Und wir haben auf unseren Schiffen bessere Panzer, bessere Geschütze und Maschinen. Wir wollen ausfahren, und wenn es in den Tod geht."

Der Kaiser:

„Ja, ihr sollt eine Seeschlacht gegen die Engländer wagen."

Der Admiral erwiderte:

„Alle deutschen Offiziere und Matrosen werden jubeln, wenn ihr Kaiser die Schlacht befiehlt."

Admiral Scheer ging auf das Schlachtschiff „Friedrich der Große". Er befahl, daß die ganze Flotte ausfahren solle. Da jagten die schnellen Torpedoboote voran. Sie waren schwarz wie die Nacht. Die Wellen spritzten über Deck. Aber das machte den Matrosen nichts. Sie freuten sich, daß es nun gegen den Feind ging.

Die flinken Kreuzer folgten, und dann kamen die gewaltigen Schlachtschiffe. Die Rohre der Geschütze drohten aus den Panzertürmen.

Hoch am Mast ist das Krähennest. Das ist ein gepanzerter Korb. Im Krähennest des Kreuzers „Frankfurt" saß ein Offizier. Er hielt Ausschau nach der feindlichen Flotte und rief:

„Voraus Rauch! Vier feindliche Kreuzer! Sie laufen hohe Fahrt!"

Der Funker gab die Meldung zum Schlachtschiff „Friedrich der Große" weiter. Nun wußte Admiral Scheer, daß die Engländer kämen. Er hatte nur darauf gewartet.

Der Admiral gab den Befehl zum Angriff. Hei, wie da die deutschen Schiffe gegen den Feind fuhren! Es gab eine Schlacht unter Riesen. Das Gebrüll der Geschütze war so gewaltig, daß keiner das eigene Wort verstand. Die Gegner waren zwei deutsche Meilen voneinander; aber die Granaten fanden doch den Weg. Sie bohrten sich durch die Panzer der Schiffe und platzten mitten im Rumpf. Sie zerrissen die Menschen und zertrümmerten die Maschinen.

Wer wird Sieger bleiben?

Admiral Scheer stand im gepanzerten Kommandoturm und lenkte die Schlacht. Er wollte aber besser sehen und stellte sich frei auf das Schiff. Die feindlichen Granaten heulten heran. Er fürchtete den Tod nicht.

Deutsche Schiffe wurden zerschossen und gingen verloren. Aber die Verluste der Engländer waren größer. Immer wieder gingen einige ihrer gewaltigen Schiffe mit Mann und Maus unter.

Der Admiral war voller Zuversicht, alle Offiziere und Mannschaften teilten sie. Jeder wußte:

„Wir werden siegen!"

Die Nacht kam. Man sah den Feind lange nicht. Die Bäcker auf den Schiffen buken Brot, die Köche bereiteten ein warmes Essen. Mancher brave Seemann lag tot im Schiff, viele mehr hatte man mit schrecklichen Wunden in das Lazarett gebracht. Die Gesunden aber ließen es sich schmecken.

Der Admiral befahl, daß die Kreuzer und die Torpedoboote den Feind suchten. Er wollte ihn gänzlich schlagen.

Schon jagten feindliche Torpedoboote heran. Sie wollten unsere Schlachtschiffe durch Torpedos vernichten. Sie sprengten das Schlachtschiff „Pommern" in die Luft. Aber unsere Geschütze vernichteten so viele von ihnen, daß sie fliehen mußten.

Als der Morgen anbrach, zeigte es sich, daß die englische Flotte das Schlachtfeld verlassen hatte. Die deutsche Flotte hatte den Sieg errungen. Die Verluste der Engländer waren doppelt so groß wie die unseren.

Das war die Seeschlacht am Skagerrak.

Admiral Scheer meldete dem Kaiser:

„Wir haben gesiegt. Wenn die Engländer wiederkommen, wollen wir sie noch einmal schlagen!"

U 9

„Der Fisch kann schwimmen!" sagt Arnold.

Ulrich wirft ein:

„Der Mensch auch!"

„Aber nicht unter Wasser!"

„Doch! Mein Vater schwimmt oft unter Wasser. Ich werde es auch lernen!" erklärt Ulrich voller Eifer.

Arnold beharrt bei seiner Meinung:

„Der Mensch muß bald wieder über Wasser kommen und Luft schnappen. Der Fisch bleibt Tag und Nacht unter Wasser."

Nun leuchten Ulrichs Augen.

„Der Mensch kann das ebenso. Er braucht nur ein Tauchboot zu bauen. Mein Onkel ist in einem Tauchboot gefahren, damals, als noch Krieg war."

Er ruft laut:

„Onkel Othmar!"

Der Gerufene kommt mit schweren Schritten.

„Was habt ihr Jungen denn?"

Ulrich faßt seine Hand und sagt:

„Bitte, Onkel, erzähl uns, wie du im Tauchboot gefahren bist!"

Onkel Othmar wehrt ab:

„Im U-Boot? Ach, das war eine schwere Zeit!"

Es haben sich noch einige Jungen dazugefunden. Die Augen des bärtigen Mannes blicken in die Weite. Er denkt gewiß an die rollenden Wogen des Meeres. Dann kehrt sein Blick zu der Knabenschar zurück:

„Aber schön war die Zeit doch! Und stolz war sie! Wir jagten den Feind in Schrecken, weil er die deutschen Frauen und Kinder aushungern wollte."

Die Jungen bitten wie aus einem Munde:

„Erzählen Sie uns davon!"

Onkel Othmar setzt sich auf einen Balken und sieht die kleinen Bettler einen nach dem andern an.

„Habt ihr von Otto Weddigen gehört?"

Diesmal weiß Arnold Bescheid. Er ruft mit Ulrich wie aus einem Munde:

„Er hat die großen englischen Kreuzer versenkt!"

„Ganz recht! Davon will ich euch erzählen. Ich fuhr damals auch schon auf einem Tauchboot und habe es von einem Kameraden gehört, der dabei war."

„Otto Weddigen führte das Tauchboot U 9. In einer dunkeln Herbstnacht lag er mit seinem Boot an der holländischen Küste auf dem Grund des Meeres. Als der Tag kam, tauchte er auf und fuhr gegen England; er wollte die feindlichen Schiffe suchen. Die Motore ratterten und qualmten. Der Turm ragte über die Wogen des Meeres hinaus. Oben standen ein Offizier und ein Maat und suchten mit ihren Ferngläsern den Horizont ab; sie wollten den Feind entdecken. Das Boot dampfte immer auf die englische Küste zu. Otto Weddigen trug seine hohen Seestiefel. Er ging auf dem kleinen Schiff hin und her und blickte über das weite Wasser.

Unten brühte der Koch eben den Kaffee auf. Von dem kalten Morgenwind waren Otto Weddigen die Beine steif geworden. Er ging zur eisernen Leiter, die in das Innere des Bootes führte, und wollte seinen Kaffee trinken. Da kam ein Ruf vom Turm:

‚Rauchwolken voraus in Sicht!‘

Otto war wie ein Blitz oben. Sein Boot näherte sich den Rauchwolken. Er sah hohe Masten aufragen und erkannte englische Kriegsschiffe! Mit scharfer Stimme befahl er:

‚Schnell tauchen!‘

Jeder rannte auf seinen Platz. Die Luken wurden geschlossen. Das Wasser stürzte in die geöffneten Tanks. Diese mußten nämlich gefüllt werden, damit das Boot tauchen konnte. Es ging in die Tiefe hinab. Nur noch das elektrische Licht leuchtete der Mannschaft. Die Tiefenuhr zeigte zehn Meter unter Wasser. Weddigen befahl:

‚Sehrohr ausfahren!‘

Jetzt erhob sich das Sehrohr über die Oberfläche des Wassers. Weddigen blickte durch die Linsen. Das Sonnenlicht blendete ihn zuerst. Dann stellte er drei englische Panzerkreuzer fest. Jeder war mit dräuenden Geschützen bewaffnet.

Weddigens Boot war ein Zwerg. Aber er wollte dennoch die feindlichen Riesen angreifen.

Er rief laut:

‚Alle Torpedos klar zum Schuß!‘

Nach kurzer Zeit meldete die Mannschaft:

‚Torpedos klar!‘

Das Kommando tönte:

‚Achtung! Torpedoschuß!‘

Weddigen sah einen englischen Kreuzer dicht vor sich, auf ein paar hundert Meter.

‚Los!‘

Das Boot erzitterte. Der Torpedo war hinaus und sirrte durch das Wasser. Dann ein harter Krach voraus, wie wenn der Schmiedehammer auf die Eisenplatte schlägt. Durch das Boot ein Schrei aus deutschen Kehlen:

‚Hurra!‘

Weddigen stand am Sehrohr. Der Torpedo hatte die Panzerplatte des Kreuzers gesprengt, er hatte ein gewaltiges Loch in seinen Rumpf gerissen. Das mächtige Schiff sank.

Schon kamen die beiden anderen Kreuzer herbei, um ihrem Kameraden zu helfen. Weddigen schoß auch auf sie seine Torpedos ab. Der zweite Feind legte sich auf die Seite. Er sank binnen wenigen Minuten in die Tiefe. Mit dem letzten Torpedo versenkte Otto Weddigen den dritten englischen Kreuzer.

Die Engländer wußten gar nicht, wie ihnen geschah. Zu spät begriffen sie, daß ein deutsches Tauchboot ihnen drei große Panzerkreuzer weggeschossen hatte. Da rasten ihre schnellen Zerstörer heran. Die sind wie Windhunde auf dem Meere. Sie jagten das deutsche Tauchboot den ganzen Tag. Wenn sie glaubten, es schon zu haben, tauchte Weddigen. Dann konnten sie suchen, bis er in der Ferne wieder emporkam. Es war eine Jagd auf Tod und Leben. Aber Otto Weddigen war klug und rasch. Er entging den Feinden wie der Hirsch den Hunden. Das Tauchboot U 9 fuhr stolz in seinen Heimathafen.

Ganz Deutschland jubelte über den Sieg.“

Als Onkel Othmar geendet hatte, schwiegen seine Hörer zuerst. Dann rief einer:

„Ich will auch ein Weddigen werden!“

Onkel Othmar sah ihn groß an und sagte:

„Wer unter hunderttausend die besten Nerven hat und wer dazu der Rascheste und Tapferste ist, der kann ein Weddigen werden!“

Der Rote Vogel

Keiner hatte bei Oswald Boelcke das Fliegen so gut gelernt wie Manfred von Richthofen. Er strich sein Flugzeug rot an und nannte es den Roten Vogel. Seine Kameraden hießen ihn den Roten Kampfflieger. Die Franzosen und die Engländer kannten ihn auch. Nur die tapfersten Feinde wagten den Kampf mit ihm.

Es war an einem frühen Morgen, Manfred von Richthofen schlief noch. Sein Bursche stürzte in das Zimmer. Er war ganz außer Atem und rief:

„Herr Leutnant, die Engländer sind da!"

Der Leutnant sprang an das Fenster. Wirklich, hoch über dem Platz kreisten schon die Engländer. Rasch kleidete er sich an und eilte zum Flugplatz. Der Rote Vogel stand schon bereit.

Richthofen zog die Lederjacke an. Dann kletterte er in sein Flugzeug und schraubte sich hoch in die Luft. Ein Engländer war weit über ihm. Er sah den Roten Vogel und wollte ihn abschießen. Ganz steil stieß er auf ihn herab, Manfred von Richthofen drehte aber eine Kurve und entwischte ihm.

Nun flogen sie beide in Kreisen umeinander und schossen aus ihren Maschinengewehren. Jeder wollte höher kommen als der andere. Sie stiegen hoch in die Wolken hinauf. Von der Erde sah man sie kaum mehr.

Der Engländer war ein tapferer und tüchtiger Flieger. Aber Manfred von Richthofen konnte noch besser fliegen. Er war endlich über seinem Gegner. Nun stieß er auf ihn herab und schoß auf ihn. Der Engländer wich ihm aus. Er konnte sich nicht mehr hochschrauben, weil der Deutsche rascher war als er. Darum mußte er immer tiefer gehen.

Zuletzt war der Engländer ganz dicht über dem Erdboden. Manfred von Richthofen griff ihn noch einmal an. Er dachte:

„Der soll auf keinen Deutschen mehr schießen."

Der Engländer wehrte sich bis zum letzten Augenblick. Er drehte eine geschickte Kurve und schoß in den Roten Vogel. Richthofen ließ nicht locker. Er traf den Gegner so gut, daß dieser abstürzte. Das englische Flugzeug fiel auf ein Haus und blieb zerschmettert liegen.

Manfred von Richthofen sagte:

„Dieser Engländer war ein tapferer Kerl. Schade, daß er unser Feind war!"

Die Kameraden kamen und wünschten ihm Glück zum Siege. Einer fragte:

„Wieviel Feinde hat Richthofen schon besiegt?"

Ein anderer antwortete:

„Dies ist der zweiunddreißigste."

Im Sturm

Vor dem Kriege fuhr ich einmal auf dem Bodensee. Ich hatte in Bregenz den Dampfer bestiegen. Mein Ziel war Konstanz. Das ist eine weite Fahrt. Sie erfordert vier Stunden. So groß ist der Bodensee.

Hinter uns und fern im Süden ragten die Alpen empor. Ihre Gipfel reichten bis in die Wolken. Alle Fahrgäste freuten sich an der Schönheit der Berge. Ein Österreicher prüfte die Wolken und meinte:

„Es wird ein Gewitter geben."

Wir hörten ein lautes, dröhnendes Surren und wandten uns alle um. Viele riefen:

„Der Zeppelin! Der Zeppelin!"

Ja, der Zeppelin kam hoch über den Bodensee und fuhr uns gerade entgegen. Die Sonne schien gegen seine weiße Hülle. Er schwamm wie ein Silberfisch durch die Luft. Als er uns nahe war, wendete er und fuhr über uns her. Er war herrlich anzuschauen. Alle bewunderten den stolzen Flug. Nur die Kinder stritten sich. Die einen sagten:

„Er schwimmt wie ein Fisch!"

Und die anderen:

„Er fliegt wie ein Vogel!"

Der Österreicher sprach besorgt:

„Die Wolken ziehen schneller als das Luftschiff. Dort zucken schon Blitze! Wenn sie es nur nicht zerschmettern!"

„O, das wäre schrecklich!" riefen alle.

„Ich möchte es nicht sehen," sagte ein Schwabe, der auch an Bord war. „Ich sah schon einmal, wie ein Zeppelin vernichtet wurde."

„War das bei Echterdingen?"

Der Schwabe nickte. Da baten alle:

„Erzählen, erzählen!"

Der Schwabe erzählte:

„Es weiß noch jeder, wie einst die Menschen über den Grafen Zeppelin lachten. Der wollte mit einem Schiff in die Luft aufsteigen? Und fliegen wollte er? Wohl gar bis Berlin oder bis Hamburg? ‚Die Engel werden uns Knochen vom Himmel werfen!‘ sagten sie. Und die anderen: ‚Er soll den Spaß nur versuchen!‘"

Der Graf ließ die Menschen reden und baute an seinem Luftschiff.

Der Österreicher bemerkte:

„Er wollte halt die Luft bezwingen. Und was er wollte, das mußte sein!“

Der Schwabe erzählte weiter:

„Endlich hatte er ein Schiff gebaut; mit dem wollte er vierundzwanzig Stunden in der Luft bleiben. Er ging mit der Mannschaft in die Gondel. Die Taue wurden gelöst. Der stolze Vogel erhob sich in die Luft und entschwand bald den Augen der Zuschauer.

Das Schiff fuhr über den Bodensee hin, gerade wie dieses dort über uns. Es folgte dem Lauf des Rheinstroms. Die Schweizer sahen es droben schwimmen und jubelten zu ihm hinauf. Die Elsässer waren ebenso begeistert. Viele schrien: Hurra! So war es, wohin Graf Zeppelin kam.

Bis nach Mainz ist er mit seinem Schiff gefahren. Dort kehrte er um. Er nahm den Kurs auf unser Schwabenland. Bei dem Dorf Echterdingen sah er eine große Wiese. Dort landete er. Dreihundert Soldaten kamen und hielten das Schiff an den Tauen.

Viele tausend Menschen eilten aus Städten und Dörfern herbei, um das Wunderschiff zu sehen. Der Graf fuhr in das nahe Dorf, während die Soldaten das Schiff bewachten.

Die Leute sahen eine Wolke über den Schwarzwald heraufkommen. Die Berge wurden von dunkeln Schleiern verhängt. ‚Es gibt einen großen Regen!‘ sagten sie. ‚Nein,‘ rief einer, ‚das ist kein Regen, es ist eine riesige Staubwolke! Ein Sturm kommt daher! Ein Gewitter!‘

Da brauste schon ein Windstoß heran. Den Leuten flogen die Hüte davon. Das war ein hurtiges Springen. Da wurde Totenstille. Der Sturm faßte das Luftschiff in voller Breite. Die Taue rissen. Das Schiff fuhr über die Köpfe der Menge hinweg, ganz ohne Kapitän und Steuermann.

Viele duckten sich und warfen sich auf den Boden. Sie meinten, die Gondeln würden ihnen den Kopf zerschlagen. Die Beherzten liefen dem Schiff nach und wollten die Taue fassen.

Da senkte sich die Spitze des Schiffes. Die Leute riefen voll Angst:

‚Jetzt muß es auf den Erdboden stoßen!‘

Plötzlich stieg eine haushohe Flamme empor. Das Gas hatte sich entzündet. Ein Knall! Neue Flammen folgten. Eine schwarze Rauchwolke hüllte alles ein. Das Luftschiff war vernichtet. Es lag nur noch ein wüster Haufen da. Viele Menschen schluchzten laut.“

Der Österreicher fragte:

„Wo blieb der Graf?“

„Sein Auto raste sogleich herbei. Im Angesicht der vielen Menschen hielt es. Jeder blickte den Grafen an. In seinem Antlitz verzog sich keine Miene. Er stieg aus und besichtigte die Trümmer. Viele Jahre hatte er an dem Luftschiff gebaut, und nun war sein Werk verloren. Er aber sagte:

‚Ich lasse mich nicht entmutigen. Ich werde doch Herr über Sturm und Wetter!‘“

Der Österreicher fragte:

„Boten die Amerikaner nicht dem Grafen viel Geld, wenn er für sie ein Luftschiff baue?“

„Gewiß! Sie wollten ihm zwanzig Millionen Mark geben, und er wäre ein reicher Mann geworden. Aber er antwortete: ‚Ich will lieber arm bleiben und meinem Vaterlande dienen.‘“

Die Fahrgäste riefen begeistert:

„Da haben wir alle Geld für ein neues Luftschiff gegeben! In ganz Deutschland hat man gesammelt! Und nun dürfen wir dieses wunderbare Schiff sehen!“

Die dunkle Gewitterwand war nahe gekommen. Der Zeppelin fuhr um sie herum und entschwand unseren Augen. Die grellen Blitze blendeten uns; der Donner krachte und knatterte; der Regen goß in Strömen. Wir mußten alle vom Deck des Dampfers flüchten.

Endlich verzog sich das Gewitter. Da schwamm der Zeppelin immer noch über dem See. Ein Regenbogen erhob sich über dem Wasser; er baute sich gleich einer siebenfarbigen Brücke. Der Zeppelin nahm den Kurs ihm entgegen.

O, wie gern hätte ich den greisen Grafen droben in der Gondel gesehen!

Der Bazillenjäger

Weit dahinten in der Provinz Posen, wohin selten ein Fremder kam, lebte ein junger Arzt, der Doktor Robert Koch. Seine Frau nähte eben an einem Kleidchen für die kleine Tochter. Plötzlich sprang sie auf, warf den Stoff von sich und lief schreiend durch die Stube. Die Tür öffnete sich; im Spalt erschien das Gesicht des Doktors.

„Emma, was ist dir?“

Frau Emma stand zitternd und bleichen Antlitzes da. Sie wollte in Ohnmacht fallen und hauchte:

„O, die schrecklichen weißen Mäuse! Da läuft wieder eine, da läuft sie!"

Der Doktor Robert Koch lächelte.

„Wenn es weiter nichts ist!"

Mit einem Griff der Hand hatte er das Tierlein gefangen. Die Äuglein blinzelten ihn angstvoll an.

„Wie kannst du Furcht vor der Maus haben? Sie fürchtet ja dich!" sagte er zu seiner Frau.

Er setzte das Tier in den Käfig zurück und schloß das Gitterlein davor. Danach ging er wieder an das Mikroskop. Seine Frau hob ihre Näharbeit auf und stichelte emsig weiter.

Frau Emma dachte an ein Buch, das ihr Mann ihr zu lesen gegeben hatte. Darin wurde vom Schwarzen Tod erzählt; das war eine schreckliche Seuche, an welcher einst jeder dritte Mensch in Europa starb. Und sie mußte an die Schwindsucht denken, welche so viele Menschen unter großen Qualen hinraffte. Niemand konnte ihnen helfen. Ganze Familien starben daran hin. Es kam ihr auch in den Sinn, daß den Bauern die Kühe am Milzbrand fielen, und die Leute wurden dabei arm.

Wieviel Weinen hatte die Frau Doktor schon gehört, und die Menschen taten ihr leid! Aber daß gerade *ihr* Mann sich in den Kopf gesetzt hatte, alle diese Krankheiten auszurotten! Daß er überallhin lief und ritt, wo ihnen jemand erlag! Daß er, wenn sie starben, krankes Gewebe von ihrem Körper heimbrachte und Tag und Nacht hindurch untersuchte! Eine dieser schrecklichen Krankheiten wird auch ihn noch packen — und sie mit, und das Töchterlein auch!

Frau Doktor Koch fürchtete sich vor den Krankheiten noch viel mehr als vor den weißen Mäusen.

Doktor Robert Koch saß vor dem Mikroskop, das er um teures Geld in Breslau erworben hätte. Dieses Mikroskop vergrößerte alle Gegenstände ganz ungeheuer. Hättest du deinen kleinen Finger darunter gehalten, er wäre dir größer erschienen als der Leib des stärksten Mannes. Die geringsten Lebewesen, die Bazillen, welche sich ob ihrer Kleinheit jedem Auge verbargen, mußten unter den geheimnisvollen Glaslinsen aus ihrem Versteck hervor und sich nach Größe, Gestalt und Bewegung zeigen.

In den kranken Geweben wimmelte es von diesen winzigen Lebewesen. In der Vergrößerung noch erreichten sie keinen Millimeter. Aber der Doktor sah ihre Gestalt. Manche glichen einem Stäbchen, manche einem Komma,

andere einem Korkzieher. Die verschiedenen Arten ließen sich kaum zählen; so viele waren ihrer.

Und welche waren nun die teuflischen Feinde, die dem Menschen Siechtum und Tod brachten? O, wer das wüßte! Er würde Millionen Menschen retten!

Doktor Robert Koch war ganz in die Untersuchung vertieft. Er hörte den Sturm nicht, der an den Fensterläden rüttelte. Er vernahm auch nicht, daß es an der Haustür läutete.

Frau Emma blickte in die Stube. Sie sah ihren Mann vor dem Mikroskop sitzen. Es schüttelte sie, und ihr war, als ob die Krankheit sie schon ankröche. Aber ihr Mann durfte sein Amt nicht versäumen. Sie rief ihn an:

„Robert, du sollst zum Sandbauer kommen. Der Krischan hat sich den Arm ausgekugelt und heult vor Schmerzen. Der Wagen steht vor der Tür!"

Der Doktor knurrte:

„Er soll warten!"

Sein unwilliger Blick scheuchte sie in ihre Stube zurück.

Nach einer Viertelstunde öffnete sie wieder die Tür.

„Hast du den armen Krischan vergessen?"

Der Doktor knurrte sie wiederum an.

„Millionen Menschen liegen an der Schwindsucht und warten auf Hilfe. Da kann der Krischan schon eine Stunde länger heulen!"

Frau Emma schloß die Tür und seufzte:

„Kein Kranker wird mehr zu ihm kommen; ich weiß nicht, wie er noch unser täglich Brot verdienen will!"

Der Doktor Robert Koch kam endlich aus seinem Zimmer. Er trug den Kasten mit den ärztlichen Instrumenten in der Hand. Frau Emma half ihm in den Mantel. Die Pferde scharrten schon ungeduldig, und der Bauer fluchte leise, weil er und der Krischan so lange warten mußten. Sie fuhren in Nacht und Sturm hinaus.

Doktor Koch renkte dem Krischan den Arm ein. Er sagte ihm, wie er sich verhalten solle, und fuhr wieder heim. Die Wolken teilten sich, die Sterne traten heraus. Das Auge erkannte die Bäume am Wege und sah, wie die Kronen vom Wind zerzaust wurden.

Der Doktor blickte in den Sternenhimmel hinauf. Da kam ihm der rettende Gedanke.

„Ich werde die weißen Mäuse mit den Bazillen impfen, eine jede mit einer andern Art. Welche dann an der Schwindsucht erkrankt, die soll mir den teuflischen Feind der Menschheit zeigen!“

Am andern Morgen war im Hause des Doktors wieder ein großes Geschrei. Seine Frau fiel richtig in eine Ohnmacht. Er hatte es mit den weißen Mäusen zu tun, und einige waren ihm entwischt. Doktor Koch spritzte kaltes Wasser über Stirn und Antlitz seiner Frau, ließ sie an einem Fläschchen riechen und fing dann die huschenden Mäuse.

„Es hilft euch alles nichts!“ sagte er. „Ihr müßt euch für die kranken Menschen opfern.“

Er impfte sie mit den verschiedenen Bazillen und beobachtete danach Tag für Tag den Verlauf der Krankheit.

Seine Frau sprach unwillig: „Du bist der wahre Bazillenjäger. Aber du wirst sehen, daß sie zuletzt dich fressen werden!“

Doktor Robert Koch richtete sich hoch auf und blickte seine Frau groß an.

„Und wenn ich zugrunde gehe! Was macht es denn? Wenn ich nur vorher tausend leidende Menschen rette!“

Man erfuhr in Berlin von dem Arzt in dem fernen Städtlein in Posen, der mit seinem Mikroskop Jagd auf Bazillen machte. Die Herren von der Regierung riefen ihn in die Hauptstadt. Er erhielt einen hellen Arbeitssaal und die vollkommensten Instrumente.

Nun konnte er nach Herzenslust forschen und die gefährlichen Mikroben bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen. Die weißen Mäuse starben nicht umsonst.

Eines Tages war es in allen Zeitungen zu lesen, daß Doktor Robert Koch, der nun ein Professor war, den Erreger der Schwindsucht gefunden habe. Da leuchteten Millionen Augen in neuer Hoffnung auf, und Millionen Lippen sprachen dankbar den Namen Robert Koch.

Der Forscher entdeckte auch den Erreger des Milzbrandes. Aber er durfte sich keine Ruhe gönnen, soviel Frau Emma auch weinte.

In Ägypten wütete die Cholera. An jedem Tage sanken Tausende unter ihrem Hauch. Die Engländer, welche dort regierten, schauten nach der Hilfe des deutschen Arztes aus. Robert Koch reiste nach Ägypten. Er entnahm den verwesenden Leichen Gewebe und untersuchte sie. Er entdeckte einen neuen Bazillus, der von Gestalt eines Kommas war.

Da reiste er nach Indien weiter, wo auch die Cholera ihre Geißel schwang. Wieder untersuchte er mit seinem Mikroskop und fand, daß seine Entdeckung in Ägypten richtig war. Er erkannte den Erreger der Cholera.

Wenn man einen Feind kennt, so wird man auch die Mittel finden, ihn zu besiegen!

Die englische Regierung bat Robert Koch, nach Südafrika zu fahren. Denn dort wütete die Rinderpest. Seine Kunst bewährte sich auch hier.

Der deutsche Kaiser ehrte ihn als den großen Retter der leidenden Menschheit. Alle Welt nannte seinen Namen voll heißen Dankes.

Man bewunderte Deutschland, das der Welt diesen großen Arzt geschenkt hatte.

Und Krischan auf dem Bauernhof in Posen sagte:

„Es hat mir nichts geschadet, daß ich damals auf den Doktor Koch warten mußte.“

Der Alte Kaiser

Als ich noch ein Knabe war, nahm mein Vater mich auf die Reise nach Berlin mit. Eine Brücke führte uns über die Spree, und wir standen vor einem gewaltigen Schloß. Es hatte so viele Fenster, daß ich sie nicht zählen konnte. Ich fragte meinen Vater:

„Wohnt dort der Kaiser?“

Er antwortete:

„O nein, wir müssen weitergehen, um ihn zu sehen.“

Wir gingen abermals über eine Brücke, und ich sah, daß wir auf einer Insel gewesen waren. Wir gelangten in die Straße Unter den Linden. Ich hatte nie eine so breite und lange Straße gesehen. Vier Reihen von Linden gaben ihr einen köstlich grünen Schmuck.

Ein Reiterdenkmal erhob sich gerade vor den Zeilen der Linden. Ich fragte:

„Was für ein Denkmal ist das?“

„Junge, das ist der Alte Fritz, der Heldenkönig, der allen Feinden widerstand und Preußen groß machte.“

Ich fühlte den Stolz in den Worten meines Vaters.

Mein Vater fuhr fort:

„Gerade vor dem Alten Fritz siehst du wieder ein Schloß. Es ist nicht so groß und prächtig wie das andere. In ihm wohnt der Alte Kaiser. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er jedesmal das Standbild seines großen Ahnen. Dann denkt er, daß nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland unter den Staaten der Erde stark und groß sein soll."

Vor uns war ein Gewoge von Menschen. Schulter drängte sich an Schulter, Kopf reihte sich an Kopf. Wir hatten Mühe, uns einen Weg durch diese Menge zu bahnen. Wir kamen an das Denkmal des Alten Fritz. Ich kletterte auf einen der Pfeiler und konnte nun über die Menschen hinwegsehen. Ich fragte den Vater:

„Warum tragen hier alle Menschen blaue Kornblumen an den Kleidern?"

„Die Kornblume ist die Lieblingsblume des Kaisers. Ein jeder, der sie trägt, will ihn damit ehren."

Vater, werden wir den Kaiser sehen?"

„Die vielen Menschen warten darauf. Wir wollen auch warten."

Ich schaute in großer Spannung auf das Schloß. Nach einiger Zeit öffnete sich das Eckfenster. Ein jeder nahm den Hut ab. Das Murmeln in der Menge verstummte. Ein ehrfürchtiges Schweigen war auf dem ganzen Platz.

Ich sah einen Greis in weißem Haar und mit weißem Bart an das Fenster treten. Mein Vater flüsterte mir zu:

„Es ist der Kaiser. So zeigt er sich jeden Tag seinem Volke."

„Was tut er sonst?" fragte ich ebenso leise.

„Er arbeitet für uns alle!"

Kaiser Wilhelm grüßte die Harrenden. Da brach der Jubelsturm los. Die Menschen schrien Hurra, und dann sangen sie:

„Heil dir im Siegerkranz!"

Als der Kaiser sich zurückgezogen hatte, zerstreute sich die Menge. Mein Vater ging mit mir die Straße Unter den Linden hinab. Wir kamen an das Brandenburger Tor. Ich entdeckte auf ihm den Siegeswagen, den vier eherne Rosse ziehen. Mein Vater blieb stehen:

„Als ich jung war, kannten wir unsern Herrscher nur als König von Preußen. Durch dieses Tor zog er zum ersten Male als deutscher Kaiser in seine Hauptstadt ein. Ihm folgten Bismarck und Moltke und seine siegreichen Truppen."

„Kamen sie aus einer Schlacht?"

„Sie hatten viele Schlachten geschlagen und das übermütige Frankreich besiegt. Bismarck hatte die deutschen Stämme geeint, und Moltke hatte die Heere geführt. Preußen, Sachsen, Bayern, Schwaben, Hessen hatten Schulter an Schulter gekämpft. Da baten sie alle König Wilhelm, daß er ihr Kaiser sein solle. Er erfüllte ihren Wunsch und setzte die Kaiserkrone auf sein ehrwürdiges Haupt."

Ich fragte:

„Woher weißt du das?"

„Ich sah unser Vaterland zerrissen und schwach. Es war ein Spott seiner Feinde. Dann erlebte ich, wie Bismarck die Deutschen einte und wie Moltke sie zum Siege führte. Mein Sohn, ich bin stolz darauf, daß ich sehen durfte, wie König Wilhelm als deutscher Kaiser heimkehrte."

„Wie alt war er damals?"

„Er zählte 74 Jahre."

„Und wie alt ist er nun?"

„Gott gab ihm 90 Jahre bis an diesen Tag."

„Und er arbeitet immer noch für uns?"

„Der Kaiser ist unermüdlich. Er gesellte sich Bismarck und Moltke als getreue Helfer. Sie arbeiten jetzt wie immer an seiner Seite und wachen mit ihm über das deutsche Volk."

Wir schritten durch das Brandenburger Tor. Ich sann über das große Glück, daß Gott uns einen solchen Kaiser und so treue Männer schenkte.

Der Eiserne Kanzler

Die große Schlacht von Sedan war geschlagen. Die deutschen Heere standen auf dem Boden Frankreichs und waren Sieger. Der dritte Napoleon, Kaiser der Franzosen, hatte einen Brief an König Wilhelm von Preußen geschickt. Er wollte seinen Degen übergeben und in die Gefangenschaft gehen.

Der Herbst war schon angebrochen. Die Nacht kam früh. Auf dem weiten Schlachtfeld lagerten die deutschen Soldaten und suchten den Schlaf. Einer von ihnen blickte zum Sternenhimmel empor und stimmte den Choral an:

„Nun danket alle Gott!"

Andere sangen mit, Hunderte sangen, dann ganze Regimenter:

„Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge tut
an uns und allen Enden!“

Der Kanzler Otto von Bismarck kam nach Mitternacht in sein Quartier und sagte zu seinem Diener:

„Nach dieser Schlacht werden die Franzosen endlich Ruhe geben und begreifen, daß sie uns den Rheinstrom nicht rauben können.“

Bismarck war den ganzen Tag im Sattel gewesen und hatte den langen Abend mit französischen Generälen verhandelt. Sie sollten auch mit ihrer Armee nach Deutschland in die Gefangenschaft gehen wie Napoleon. Nun war Bismarck müde. Er streckte sich behaglich und schlief ein. Die Nacht war noch nicht vorüber, da klopfte der Diener an die Tür und rief:

„Herr Graf, Herr Graf! Draußen steht ein französischer General!“

Bismarck sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Es war noch so dunkel, daß er den Offizier kaum sah. Dieser teilte ihm auf seine Frage mit, daß Kaiser Napoleon ihn zu sprechen wünsche. Er sei schon auf dem Wege; denn er fürchte sich vor seinen Truppen.

Der Kanzler kleidete sich sofort an. In der Uniform der Kürassiere trat er aus dem Hause und bestieg sein Pferd. So ritt er dem französischen Kaiser entgegen.

Napoleon fuhr in einer offenen Kutsche. Er trug seinen Degen nicht mehr. Einige Offiziere begleiteten ihn. Der Morgen graute, als Bismarck ihm begegnete. Der Eiserne Kanzler grüßte den Kaiser. So war der böse Feind des deutschen Volkes nun in seiner Hand. Napoleon war sehr traurig und entschuldigte sich:

„Ich habe den Krieg nicht gewollt. Aber die Franzosen haben mich dazu gezwungen.“

Bismarck dachte daran, wie die Franzosen einst in der ganzen Rheinpfalz und im Lande Baden die Städte und Dörfer niedergebrannt und die Schlösser gesprengt hatten. Nein, die Franzosen hatten den Deutschen nie den Frieden gegönnt! Aber nun war Deutschland endlich wieder groß und mächtig, weil es seinem Führer folgte; und das war Otto von Bismarck.



Er wollte Napoleon in sein Quartier führen und dann seinem König Meldung schicken. Da es aber Tag wurde, kamen viele Franzosen aus ihren Häusern. Sie fluchten dem Kaiser, weil sie nun im Unglück waren. Er fürchtete sich vor ihnen und bat, daß man ihn in ein Haus bringen möchte.

Da war das Haus eines armen Webers, es lag verlassen und schmutzig da. Napoleon verlangte, daß man ihn hineinführe. Bismarck geleitete ihn in den obern Stock. In dem einzigen Zimmer waren nur zwei Binsenstühle und ein wackliger Tisch. Die beiden Männer setzten sich auf die Stühle.

Bismarck fragte den Kaiser, ob er nun mit Deutschland Frieden schließen wolle. Napoleon erwiderte, daß er ein Gefangener sei und nichts mehr befehlen dürfe. Da sagte der Kanzler:

„Wenn Frankreich den Frieden nicht will, so werden wir alle seine Armeen schlagen und es zwingen, die Welt in Ruhe zu lassen!“

An dem armen Hause marschierten die siegreichen deutschen Truppen vorüber. Ihre Fahnen flatterten im Morgenwind. Von ihren Lippen klangen stolze Lieder.

Alle Völker der Erde bewunderten Otto von Bismarck, den Kanzler des Deutschen Reiches. Der Sultan von Sansibar sandte von der Ostküste des fernen Afrika Boten nach Deutschland. Sie sollten Bismarck Geschenke überreichen.

Die Boten kamen in den Sachsenwald, wo der Kanzler im Schloß Friedrichsruh wohnte. Sie warteten auf ihn und sahen ihn endlich auf seinem großen Fuchs daherreiten. Er war stattlich anzuschauen. Sie hatten nie einen solchen Hünen gesehen.

Die braunen Männer waren von der stolzen Erscheinung des Fürsten überrascht. Sie riefen staunend:

„Er ist wie ein Turm."

Eine Königin im Unglück

An einem stürmischen Herbsttag fuhr die Königin Luise von Preußen in einer Kutsche auf der großen Landstraße, die von Berlin nordwärts führt. Ihr Ziel war die Stadt Schwedt an der Oder. Sie hatte ihre kleinen Kinder bei sich im Wagen. Diese schauten manchmal ängstlich durch die Scheiben. Sie sahen niemand als die gepanzerten Kürassiere, welche vor und hinter dem Wagen ritten. Die Königin sagte:

„Ihr müßt euch nicht fürchten! Die braven Kürassiere werden uns schützen."

„Auch vor den Franzosen?" fragte eine der kleinen Prinzessinnen.

Die Königin versicherte, daß die Reiter sie auch vor den Franzosen schützen würden. Die Prinzessin hörte nicht auf zu fragen.

„Was wollen die Franzosen in unserm Land?"

Die Königin antwortete:

„Ihr Kaiser Napoleon ist mit einer großen Armee aus Frankreich gekommen und hat uns den Krieg in das Land getragen."

Die Prinzessin rief:

„Unser Vater, der König, hat auch eine Armee. Ich habe sie doch gesehen: Dragoner, Kürassiere und Husaren und viele, viele, die zu Fuß marschieren. Sie führten so viele Geschütze mit, daß ich sie nicht zählen konnte. Damit werden sie tapfer schießen, und unser Vater wird über den Kaiser Napoleon siegen!"

Tränen rollten über die Wangen der Königin.

„Warum weinst du, Mutter?" fragten die Kinder.

Sie antwortete:



„Ach, der König hat eine Schlacht verloren. Seine Regimenter haben sich aufgelöst. Die Soldaten fliehen. Bald wird Kaiser Napoleon in Berlin sein. Dann wird er Geld und Brot und Fleisch für seine Soldaten verlangen. Die preußischen Bürger und Bauern werden gehorchen müssen. Sie werden arm sein und Hunger leiden. Wir aber müssen fliehen!"

Die Kinder fragten wieder:

„Wo ist unser Vater, der König?"

„Ich weiß es nicht. Auch er muß fliehen."

„Und wird er niemals wieder siegen? Wird er die Feinde nicht aus dem Lande treiben?"

Die Königin: „Wir wollen Gott bitten, daß er dem König helfe und unser Vaterland errette."

Sie blickte aus dem Fenster der Kutsche. Der Sturm riß eben die Wolken am Himmel auseinander. Die Strahlen der Sonne kamen auf die Erde nieder und erhellten den Weg und die Felder. Die Königin Luise rief dem Kutscher zu, daß er halten solle. Da standen die Pferde.

Auf den Wink der Königin sprang ein Diener vom Wagenbock und

öffnete die Tür. Luise erhob sich von den Polstern und stieg aus. Am Wege standen letzte Kornblumen. Sie leuchteten in der Sonne. Luise hatte sie gesehen. Sie liebte diese Blumen und pflückte einen Strauß davon. Dann kehrte sie in den Wagen zurück und sagte zu ihren Kindern:

„Blau ist die Farbe der Treue. Laßt uns immer dem Vaterland treu sein!"

Ihre ältesten Söhne, die Prinzen Fritz und Wilhelm, erwarteten sie in Schwedt. Sie standen auf der Terrasse des Schlosses, als die Königin einfuhr. Sie sprangen der Frau Mutter entgegen und sahen die Kornblumen in ihrer Hand. Königin Luise weinte wieder, als sie ihre Söhne umarmte. Sie steckte jedem eine blaue Blume an. Danach ging sie mit ihnen in das Schloß und sagte:

„Große Kurfürsten und Könige haben den preußischen Staat errichtet. Sie sind eure Ahnen, und ihr seid stolz auf sie. Aber der preußische Staat ist nicht mehr vorhanden. Seine Armee ist vom Feinde geschlagen, sie hat sich aufgelöst. Das preußische Volk muß Schmach und Schande dulden. Meine Söhne, ihr seht mich jetzt in Tränen. Denkt an die Tränen eurer Mutter, wenn ihr dereinst Männer seid! Stählt euern Körper und euern Mut! Entwickelt alle eure Kräfte! Ihr sollt Preußen wieder aufrichten. Ruhm und Ehre müssen sich wieder an seine Fahnen heften, wie es unter Friedrich dem Großen war. Will Gott das aber nicht, und soll Preußen untergehen, so müßt ihr in der Schlacht mit ihm sterben. Denn ihr seid Königskinder."

Ihrem Gemahl schrieb sie:

„Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden!"

Vor ihr auf dem Tisch standen die Kornblumen. Ihre blaue Farbe erinnerte sie an die Treue.

Der Sänger der Freiheit

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte;
drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
dem Mann in seine Rechte.

Adolf Hitler hat diesen Trutzgesang am ersten „Tag der Arbeit" in Berlin singen lassen. Da waren die Millionen auf dem Tempelhofer Felde stolz; denn sie wollten keine Knechte der Fremden sein.

Der Dichter des kampfgewaltigen Liedes heißt Ernst Moritz Arndt. Er war ein Bauernsohn von der Insel Rügen. Es sind viel mehr als hundert Jahre vergangen, seitdem er dieses Lied dichtete.

Nein, Arndt wollte nicht, daß die Deutschen Knechte der Franzosen seien. Ihr Kaiser Napoleon hatte die Deutschen besiegt, weil sie uneinig waren. Französische Regimenter marschierten durch ganz Deutschland. Die Bürger und die Bauern mußten ihnen Quartier geben. Die Franzosen verlangten alle Tage Braten und Kuchen und den besten Wein. Wenn die Leute ihnen das nicht geben konnten, wurden sie von den Rohlingen mißhandelt. Ernst Moritz Arndt war zornig über soviel Schmach. In seinem Zorn dichtete er das Eisenlied. Napoleon wollte ihn deshalb erschießen lassen.

In einem kalten Winter mußte Arndt aus der Heimat fliehen. Er wollte aber seinen Sohn Karl Treu noch einmal sehen. Karl Treu war noch ein Knabe, er lebte bei dem Onkel und der Tante, weil seine Mutter gestorben war. Der Onkel war ein Bauer.

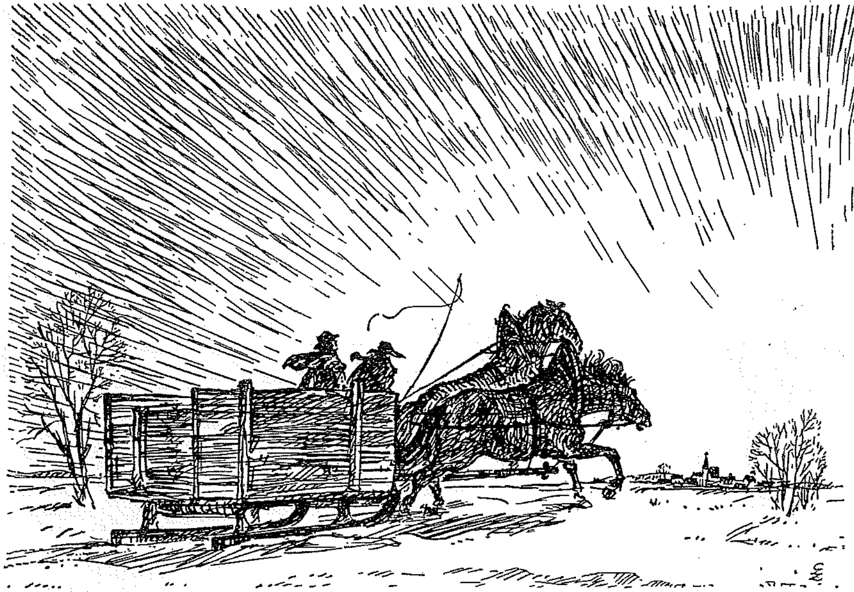
Ernst Moritz Arndt fuhr im Morgengrauen auf einem Schlitten durch das Land. Die Fahrt dauerte viele Stunden. Französische Husaren und Dragoner sprengten an ihm vorüber. Wenn ihn einer erkannt hätte, so hätten sie ihn verhaftet. Aber der Dichter fürchtete sich nicht.

In der nächsten Stadt ließ er seinen Schlitten stehen. Er ging auf einem Fußpfad weiter. Die Franzosen kannten diesen Weg nicht. Der Schnee lag hoch. Arndt sank bei jedem Schritt tief ein. Er mußte bis zum Abend durch den Schnee stapfen.

Es dunkelte schon, da kam er auf den Hof seines Bruders. Französische Offiziere waren dort mit ihren Burschen eingezogen. Karl Treu lief dem Vater in großer Angst entgegen. Der legte ihm die Hand auf den Mund. Der Knabe verstand den Wink und schwieg. Er wollte den Vater nicht durch ein unbedachtes Wort verraten.

Arndt schlüpfte durch eine Hintertür in das Haus. Der Bruder hatte ihn schon gesehen. Er nötigte die ungeladenen Gäste zu Wein und Branntwein. Sie wurden vom Trinken müde und streckten sich bald im Schlummer.

Ernst Moritz Arndt sprach heimlich mit seinen Geschwistern. Er packte seine Kleider und die Wäsche. Er legte auch seine Papiere dazu; denn die Franzosen sollten nicht sehen, was er geschrieben hatte.



Noch dämmerte der Tag nicht. Da verließ der Dichter das Haus durch dieselbe Hintertür. Seine Schwester Gottesgab und sein Sohn gingen ein Stück Weges mit ihm. Sie gerieten unter kahles Buschwerk und in weite Rohrfelder, hinter denen die Eisdecke des Flusses schimmerte. Hier nahm der Dichter Abschied von Schwester und Sohn. Er umarmte sie noch einmal und küßte sie auf Mund und Wangen. Dann riß er sich los. Karl Treu lief dem Vater mit lautem Weinen nach. Arndt winkte ihm mit der Hand und verschwand im Buschwerk. Er wollte über den Fluß gehen und brach sich einen Weg durch das Rohr. Als er hindurch war, stand er auf dem Eise. Der Winter war hart. Darum trug das Eis den flüchtigen Mann.

Ernst Moritz Arndt schritt hinüber. Jenseits fand er einen Schlitten mit zwei rüstigen Pferden davor. Sein Bruder hatte ihn vorausgeschickt. Auf dem Schlitten fuhr der Dichter in das weite Land hinein. Er schaute in die Morgenröte. Was würde er in der Ferne tun? Er wollte sein Volk zum Kampf aufrufen. Es sollte sich erheben und die Franzosen aus dem Lande treiben. Er wollte die Deutschen wieder als freie Männer sehen.

Die Schwester Gottesgab und Karl Treu standen noch, wo der Dichter sie verlassen hatte. Sie sahen auch die Morgenröte aufgehen. Darüber glänzte der Mond und erfüllte die Welt mit seinem Licht. Sie baten:

„Herr Gott, himmlischer Vater! Du läßt den Mond scheinen und schickst uns die Morgenröte. Du läßt die Nacht nicht ewig dauern. Du willst uns trösten. So bewahre du den treuen Mann! Denn er will das Vaterland von seinen Feinden erretten!"

Reiter für Deutschlands Ehre

Napoleon, der Kaiser der Franzosen, hatte fast alle Völker Europas unterworfen. Wer für die Freiheit kämpfte oder sprach, den ließ er erschießen. Italiener, Holländer und Vlamen, Dänen und Polen beugten sich seinem Gebot. Sie gaben ihre Männer und Jünglinge her, daß sie Napoleons Schlachten schlügen. Auch die Deutschen in Bayern und Schwaben, in Franken und im Elsaß, in Hessen, im Rheinland, in Westfalen und Niedersachsen mußten ihm folgen. Auch Preußen und Österreich hatte er niedergeworfen und zu einem Bündnis gezwungen. Doch überall wuchs der Haß gegen den Feind aller Völker.

Eines Tages liefen die Berliner durcheinander, wie ein aufgestörtes Bienenvolk herumschwirrt. In der Hauptstadt Preußens stand ein Regiment Husaren. Der Major Ferdinand von Schill führte es. Er liebte das Vaterland, und sein Herz schlug heiß. Er konnte es nicht ansehen, wie der Franzose dem Deutschen die Ehre nahm. Er sagte oft: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!" Nun war er mit seinen Husaren aus den Toren Berlins geritten, um den Freiheitskampf zu beginnen. Darum waren die Berliner aufgeregt. Sie riefen: „Nun gibt es Krieg!" Manche waren erschrocken. Die Tapferen aber freuten sich. Viele eilten aus der Stadt, um die Husaren einzuholen und an ihrer Seite zu kämpfen.

Da war Anton Baltz, der einst als Korporal unter dem Major von Schill gedient hatte. Er wanderte des Nachts durch die Wälder, damit die Franzosen ihn nicht erspähen sollten. Er erreichte die Havel. Es fand sich ein Fischer, der ihn im Boot den Fluß hinunterfuhr. Wo es einsam war, stieg Anton Baltz an Land. Seine Füße trugen ihn noch weit, bis er die Schillschen Husaren nahe der Elbe erreichte. Der Major freute sich des treuen Korporals und ließ ihn einkleiden. Anton Baltz fand seinen Freund Franz Wahrenholz wieder, der auch Korporal bei den Husaren war.

Schill hatte den König von Preußen nicht gefragt, ob er in den Kampf gegen den Feind ziehen dürfe. Der König meinte, Napoleon sei noch zu mächtig. Jetzt würde man einen Krieg nur verlieren. Er verbot den

anderen Regimentern auszuziehen. Schill hatte gehofft, die Deutschen im Westen und Süden des Vaterlandes würden sich auf sein Zeichen erheben. Sie blieben alle still. Schill mußte an der Elbe umkehren. Auf den Befehl Napoleons marschierten deutsche, holländische und dänische Truppen, um Schill mit den Seinen zu vernichten. Schill zog sich nach Mecklenburg zurück und von dort nach Stralsund, der Stadt an der Ostsee. Er hatte auf die Mecklenburger gehofft. Auch sie schossen, wie Napoleon es befahl, auf die Freiheitskämpfer. Die Tapferen mußten sich in Stralsund einschließen lassen.

Die Stadt ist auf der einen Seite durch das weite Wasser der Ostsee geschützt. Auf der andren ist sie von tiefen Teichen umgeben. Nur schmale Straßen führten zwischen ihnen hindurch zu den Toren der Stadt. Franz Wahrenholz sagte zu seinen Kameraden:

„Stralsund hat starke Wälle. Wir werden sie halten."

Sie sahen, daß die Wälle abgetragen und die Mauern gesprengt waren.

„Es tut nichts!" rief Anton Baltz. „Wir werden sie wieder aufbauen."

Tag und Nacht gruben und schanzten sie und mit ihnen Bürger und Bauern. Die Landwehr von der Insel Rügen, der Heimat des Dichters Ernst Moritz Arndt, rückte ein, an der Seite der Soldaten zu kämpfen. Um der Ehre willen erwiesen sie sich tapfer.

Die Deutschen aus dem Westen, dazu die Holländer und die Dänen rückten in starker Übermacht heran. Schill fand keine weitere Hilfe. Aber er war entschlossen, bis in den Tod zu kämpfen. Die Schergen Napoleons drangen durch ein Tor in die Stadt. Die Verteidiger errichteten Barrikaden in den Straßen. Viele sanken, von der feindlichen Kugel getroffen. Die übrigen kämpften erbittert weiter. Major von Schill ritt auf den Feind. Ein Säbelhieb traf ihn über den Kopf. Der Held sank aus dem Sattel.

Schon waren die meisten seiner Getreuen tot oder verwundet. Die anderen ermüdeten zuletzt; sie stritten einer gegen zehn. Die Schergen Napoleons waren Herren der Stadt. Sie nahmen den Rest der Tapferen gefangen. Ein Holländer schlug dem Freiheitshelden Schill den Kopf vom Rumpf. Er nahm ihn als Siegesbeute in seine Heimat mit. Man setzte den Kopf in Spiritus und zeigte ihn den gruselnden Leuten.

Auch der Korporal Franz Wahrenholz war verwundet. Sein Freund Anton Baltz rettete ihn auf einen Speicher. Die Dänen und die Holländer fanden alle Versteckten, auch die beiden Freunde. Man führte die Gefangenen in langem Zug nach Westen. Sie kamen an die Elbe, sie setzten



über den Strom. Noch lange ging die traurige Wanderung fort. Deutsche Brüder verhalfen manchem zur Flucht. Die Mehrzahl sah endlich die Türme von Braunschweig vor sich. Hier halfen die Bürger noch vielen aus dem Gefängnis. Da traf ein Befehl von Napoleon ein. Alle Unteroffiziere und

Soldaten, die aus dem Westen Deutschlands stammten und mit den Preußen gefochten hatten, sollten erschossen werden. Anton Baltz mußte es ansehen, wie man auch seinen Freund Franz Wahrenholz abführte, um ihn zu erschießen. Vierzehn tapfere Deutsche mußten zu Braunschweig den Tod leiden. Sie standen aufrecht als Männer, bis die Kugeln sie trafen. Die anderen schleppte man auf die französischen Galeeren. Dort wurden sie in Ketten geschmiedet. Nur wenige erlebten den Tag der Freiheit.

Die elf Schillschen Offiziere wurden nach Wesel gebracht und dort auf Befehl Napoleons erschossen. Auch sie starben als Helden wie ihre Kameraden – und ihr Sterben war nicht umsonst.

Ein Bauer stirbt für die Freiheit

Die Franzosen sind in das Land Tirol eingefallen. Der Sandwirt von Passeir, Andreas Hofer, hat es nicht leiden wollen. Auch vertraut er auf den Kaiser in Wien. Er hat die Bauern aus allen Tälern und von allen Höhen aufgerufen. Da sind die Tiroler zu Hauf gekommen. Jeder hat seinen Stutzen mitgebracht. Sie sind alle gute Schützen. Es gehört ein scharfes Auge und eine sichere Hand dazu, um die Gemse zu erlegen, die droben im Felsengeröll steht. Dort ist der Gletscher nicht weit, und es gibt im Sommer oft Schnee.

Jetzt haben die Tiroler viele Franzosen abgeschossen. Und sie haben droben am Hang Muren gerichtet. Baumstämme haben sie zusammengeflochten und Steine darauf gelegt. Wenn die Franzosen drunten im Tal marschierten, haben die Tiroler droben die Muren losgehen lassen. Was sich drunten nicht bergen konnte, wurde von Stämmen und Steinen erschlagen. Und der Andreas Hofer hat seine Landsleute angeführt. Nein, er will nicht, daß seiner Heimat die Freiheit gestohlen werde und daß der Kaiser in Wien das Land verliere.

Kaiser Napoleon hat aber viele Soldaten. Welsche und Spanier, Holländer und Vlamen, Bayern und Schwaben und Sachsen, alle gehorchen sie ihm. Wo es gefährlich wird, schickt er die Bundesgenossen ins Feuer und nicht die Franzosen. So viele Truppen kommen nach Tirol, daß die Bauern zuletzt geschlagen werden. Da hilft keine Tapferkeit.

Andreas Hofer schreibt einen Brief an den Kaiser Franz in Wien, den Habsburger. Der Kaiser verspricht zuerst seine Hilfe; aber er läßt die

Tiroler doch im Stich, als es hart geht. Da müssen sie sich unterwerfen. Wer das nicht will, flieht über die Grenze oder rettet sich in die Berge.

Der Sandwirt will die Heimat nicht verlassen. Er schickt Frau und Kinder in das hinterste Tal von Passeir, auf einen einsamen Bauernhof. Er selber geht mit einem Freund, dem Döninger, auf eine Almhütte droben im Gebirge, zwei Stunden über dem Sandhof, der ihm gehört. Kalt ist es oben; der Herbst läßt schon alle Blumen erfrieren, und es schneit vielmals.

Die Hütte ist aus rohen Stämmen erbaut. Der Wind bläst durch die Fugen und fegt den Schnee herein. Sie unterhalten Tag und Nacht ein Feuer, um nicht zu erfrieren. Betten haben sie nicht. Sie schlafen im Heu. Es hält schon warm, wenn man gut hineinkriecht.

Wenn es schönes Wetter ist, geht der Hofer mit dem Döninger auf den Bühel. Dort können sie ins Tal hinunterblicken. Der Sandhof liegt in der Tiefe. Die Franzosen und die Welschen marschieren dort.

Es wird Winter. Sie schneien fast ein und müssen sich einen Weg aus der Hütte schaufeln. Der Hofer trauert um das Schicksal Tirols und betet zu Gott um Hilfe. Seine Heimat will er nicht verlassen.

Um Neujahr kommt sein Weib mit dem Sohn herauf. Man hat sie drunten verraten, und sie sind geflohen. Soviel Schnee liegt im Tal, daß die Feinde steckengeblieben sind. Nun hausen der Döninger, der Hofer und die Seinen miteinander auf der Alm.

Kaiser Napoleon hat einen Preis auf den Kopf des Andreas Hofer gesetzt. Wer ihn verrät, soll 1500 Gulden erhalten. Das ist für einen armen Schlucker ein Vermögen. Da ist ein habgieriger Mensch, der keine Ehre hat, Anton Raffl geheißen. Er sieht einen Rauch von der Almhütte aufgehen und steigt hinauf zu schauen, was da sei. Er findet den Sandwirt.

„Was suchst du hier oben?“ fragt dieser.

Der Raffl lügt:

„Ich habe meine Kuh verloren und meine, sie sei zur Alm gelaufen.“

Andreas Hofer gibt ihm zwei Kronentaler und sagt:

„Trink auf meine Gesundheit! Aber schwör mir bei der ewigen Seligkeit, daß du niemand meinen Aufenthalt entdecken wirst!“

Der Raffl verschwört sich hoch und teuer und gibt ihm die Hand darauf.

Ein Lügenbursch hält nimmer Wort. Kaum ist der Raffl unten, so hat er den Sandwirt angezeigt. Ein treuer Tiroler steigt selbigen Abends zur Alm hinauf und warnt den Hofer:



„Andreas, es geht nimmer gut aus! Bring dich in Sicherheit!"
„Am andern Morgen!" erwidert dieser.

Um fünf Uhr in der Frühe ist der Verräter wieder da. Er hat die Welschen mitgebracht. Sechshundert Soldaten haben sich aufgemacht, den Hofer zu fangen. Der Raffl zeigt den Welschen die Hütte und verdrückt sich dann. Er kann dem Hofer nicht ins Auge schauen.

Die Welschen binden den Hofer und den Döninger. Sie verschnüren auch des Hofers Weib die Arme mit Stricken und dem Buben auch. Sie bringen alle nach Bozen hinab, der schönen deutschen Stadt im Tal. Dort lassen sie die Frau und den Sohn. Den Hofer und den Döninger schleppen sie nach Italien hinab. In der Festung Mantua müssen die beiden in den Kerker.

Der Hofer hat nie leben können ohne den freien Blick in die Berge. Nun muß er im engen, finstern Verließ sitzen.

Napoleon freit gerade um die Tochter des Kaisers Franz. Die Prinzessin wäre ihm recht. Die Freunde Hofers setzen ihre Hoffnung darauf. Sie schreiben an den Kaiser und auch an die Prinzessin, daß sie Napoleon für den treuen Mann bitten möchten. Aber was ist ihnen der Bauer in Tirol? Sie vergessen ihn ganz. Der Kaiser Franz hat den Hofer verraten.

Napoleon hat einen Befehl nach Mantua geschickt, man solle den Hofer erschießen. Der Freiheitskämpfer schreibt an einen Freund:

„Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches habe mit dem Ewigen wechseln müssen. Gott wird mir seine Gnade schenken, daß meine Seele sich mit allen Engeln ewig erfreuen wird. Sag meinem Weibe, sie soll sich nicht so bekümmern; ich werde für sie und alle bei Gott bitten. Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen."

Um elf Uhr holen ihn die Welschen aus dem Kerker. Zwölf Soldaten haben das Gewehr geladen. Man will ihm die Augen verbinden. Er duldet es nicht. Er steht aufrecht und frei.

Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! – Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Zwölf Schüsse haben ihn nicht getötet. Ein dreizehnter ganz aus der Nähe macht seiner Qual ein Ende. Seine Augen, die bis zuletzt nach den Tiroler Bergen ausschauten, sind erloschen.

Der Schwur auf dem Rütli

Hildburg war gestern mit dem Bund deutscher Mädel zum Sonnwendfeuer. Begeistert kehrt sie zurück und ruft ihrem Bruder zu:

„O, Eberhard, das Spiel vom Rütli war herrlich!"

Auch Eberhards Augen leuchten auf:

„Ja, die Schweizer Eidgenossen waren Helden! Drunten in den Tälern und im Tiefland herrschten ihre Zwingherren. Die Habsburger hatten sie ins Land geschickt, daß sie das Volk unterdrücken sollten. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen."

Hildburg ruft eifrig:

„Besonders Wilhelm Tell nicht! Er trug immer eine Armbrust und schoß so sicher wie niemand sonst. Auf dem Rütli haben sie geschworen, für die Freiheit zu kämpfen."

Eberhard blickt finster:

„Sie wollten die Schergen Habsburgs verjagen!"

„Bruder, weißt du, was mir besonders gefiel?"

„Nun?"

„Der gewaltige Schwur, den sie mit gereckten Armen sprachen."

„Das war der Schwur auf dem Rütli, Schwester, ein heiliges Versprechen:

‚Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.'"

„Eberhard, schwören auch die Deutschen so?"

„Hildburg, die das geschworen haben, waren von unserm Volk. Die Schweizer sind Deutsche wie wir! Und ein deutscher Dichter hat ihren Kampf verherrlicht. Das war Friedrich Schiller."

„Er muß ein großer Mann gewesen sein, Eberhard. Weißt du mehr von ihm?"

Nun erzählt Eberhard:

„Als Friedrich Schiller vierzig Jahre alt wurde, war er schon ein kranker Mann. Er hat immer viele Sorgen gehabt und oft Not gelitten."

„Warum mußte er Not leiden?"

„Die Menschen kümmerten sich zuerst nicht um ihn und wußten gar nicht, welch herrliche Dichtungen er schrieb."

„Warum tat er es dann doch?"

„Warum schafft der Dichter, Hildburg? Gott läßt ihn die Gestalten schauen, und er hört die Worte klingen; er muß sie niederschreiben."

„Einmal hatte Schiller wieder ein großes Werk geschrieben, das im Theater als Schauspiel aufgeführt werden sollte. In der Stadt Leipzig war eine Bühne, auf der man das Spiel geben wollte. Man lud den Dichter dazu ein. Friedrich Schiller nahm einen Wagen und fuhr nach Leipzig.

Seine Frau Charlotte begleitete ihn.

Als die Leute hörten, daß der Dichter käme, strömten sie in Mengen in das Theater. Kein Platz blieb leer. Friedrich und Charlotte Schiller erschienen in dem hohen Raum. Alles Volk erhob sich von den Plätzen und empfing sie mit Beifall und Heilrufen. Pauken und Trompeten brachten einen Tusch aus.

Das Spiel begann; der Dichter hörte seine eigenen Verse aus dem Munde der Schauspieler.

Die Zuhörer waren begeistert. In der Pause sprangen sie auf, umjubelten den Dichter und riefen immer wieder: ‚Es lebe Friedrich Schiller!'

Als die Vorstellung beendet war, stürzte und drängte alt und jung hinaus. Denn alle wollten den Dichter aus der Nähe sehen. Die Menschen warteten dicht gedrängt. Als die hohe und hagere Gestalt vor dem Gebäude erschien, bildeten sie eine Gasse.

Alle Männer nahmen den Hut ab. Die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten:

‚Seht, da kommt er!'

Wieder brach ein Jubelsturm los.

Der Dichter ging mit seiner Frau mitten zwischen den Menschen hindurch und dankte ihnen. Nun sahen sie ihn ganz nahe. Da erkannten sie, wie bleich sein Antlitz schien, und daß seine Wangen eingefallen waren.

‚Er ist krank'! dachten sie.

Sie schwiegen erschrocken und ließen den Dichter still zum Wagen gehen."

„Und es war doch ein großes Glück," schloß Hildburg. In ihren Augen standen Tränen.

Die Freiheit bringt euch nur das Schwert

Viele Mühlen standen im Land. Der Wind wehte über die weite Ebene her und drehte ihre Flügel. Sie mahlten das Korn zu Mehl. Der Bäcker holte das Mehl und buk Brot daraus.

Wenn die Mühlen nicht gewesen wären, wie hätten vielhunderttausend Soldaten essen sollen?

Woher kamen die vielen Soldaten?

Kaiser Napoleon hatte sie aus allen Ländern Europas zusammengerufen. Er wollte mit ihnen das Russische Reich erobern.

Bei Poscherun stand eine Mühle. Sie drehte ihre Flügel im eisigen Ostwind. Die Flügel rauschten und erzählten eine Mär:

„Der König von Preußen muß dem Französischen Kaiser dienen. Er hat seine Truppen nach Rußland geschickt, damit sie für Napoleon kämpfen."

So ging die Mär weiter:

„General Yorck kommandiert die Preußen. Sie nennen ihn den Eisernen

Yorck; denn sein Wille ist hart wie Eisen. Auf seinem Wappen steht der Spruch: ‚Begehre nichts für dich und fürchte nichts!'"

Der Müller fragte:

„Wird General Yorck noch lange für Napoleon fechten?"

Die Flügel rauschten:

„Moskau ist die heilige Stadt der Russen. Dort legten Napoleons Soldaten sich in die weichen Betten. Doch die Russen zündeten die Stadt an. Da mußte Napoleon mit seinem ganzen Heer aus den Quartieren weichen. Sie zogen durch den russischen Winter zurück. Der Hunger zernagte sie, der eisige Sturm biß in ihre Glieder. Das Gebein schlotterte ihnen. Da deckte der Schnee sie zu."

Der Müller fragte:

„Erhoben sie sich von ihrem Schlaf im Schnee?"

Die Flügel antworteten:

„Hör zu! Wir wollen dir ein Lied singen!"

Der Müller lauschte. Die Flügel sangen:

„Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächtige Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Jäger ohn' Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut ohn' Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.
Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen."

Der Müller fragte frohlockend:

„So ist die Große Armee des Korsen zugrunde gegangen? Er wird die Völker nicht mehr knechten?"

Die Flügel gaben die Antwort:

„Die Große Armee ist verloren. Doch Napoleon wird neue Heere aus dem Boden stampfen. Die Freiheit bringt euch nur das Schwert."

„Und was tut Yorck?" fragte atemlos der Müller.

„Yorck tut, was er muß!" kam die Antwort der Mühle.

General Yorck ritt zur Mühle von Poscherun. Immer noch brauste der eisige Sturm über die russische Ebene daher. Doch der hielt den Eisernen Yorck nicht auf. Seine Offiziere bewunderten ihn:

„Durch die Haut des Generals dringt nicht Frost und Hitze!"

Yorck hielt vor der Mühle. Er sah ihre Flügel sich drehen und hörte ihr Lied. Er fragte:

„Soll ich die preußischen Soldaten opfern, wie Napoleon Vielhunderttausend geopfert hat?"

„Rette sie, tu deine Pflicht!" rauschten die Flügel.

Und weiter fragte Yorck: „Dürfen sie müßig stehen, wenn Gott den Unterdrücker schlägt?"

„Brich die Knechtschaft, beginne den Kampf!" brauste die Mühle.

Der russische General kam gleichfalls zur Mühle geritten. Yorck sprach zu ihm:

„Man muß das Lied der Mühle hören. Sie mahlt nicht nur das Mehl, ihre Flügel rauschen den Gesang der Freiheit. Wir wollen ein Bündnis schließen und den großen Frevler Napoleon niederwerfen. Dann werden die Völker sich aus ihrer Not retten, und das Glück wird ihnen wieder lachen."

Der Russe erwiderte:

„Was der Winter begonnen hat, das sollen die Preußen vollenden, und wir werden ihnen dabei helfen."

Sie schlossen Bündnis und Waffenbrüderschaft. Der König von Preußen billigte ihren Entschluß.

Die Mühle von Poscherun drehte immer noch ihre Flügel und rauschte das Lied der Freiheit.

Marschall Vorwärts am Rhein

Der greise Feldmarschall Blücher war ein Feuerkopf. Es konnte ihm niemals rasch genug gehen. Wenn die Straßen vom vielen Regen aufgeweicht waren und die Kanonen festsaßen, rief er:

„Kinder, faßt in die Speichen und holt sie aus dem Dreck! Ihr sollt doch den Napoleon in Grund und Boden schießen!"

Seine Preußen antworteten:

„Ja, Vater Blücher! Wir wollen es schon schaffen!"

Wenn sie müde waren und nicht mehr marschieren konnten, rief er:

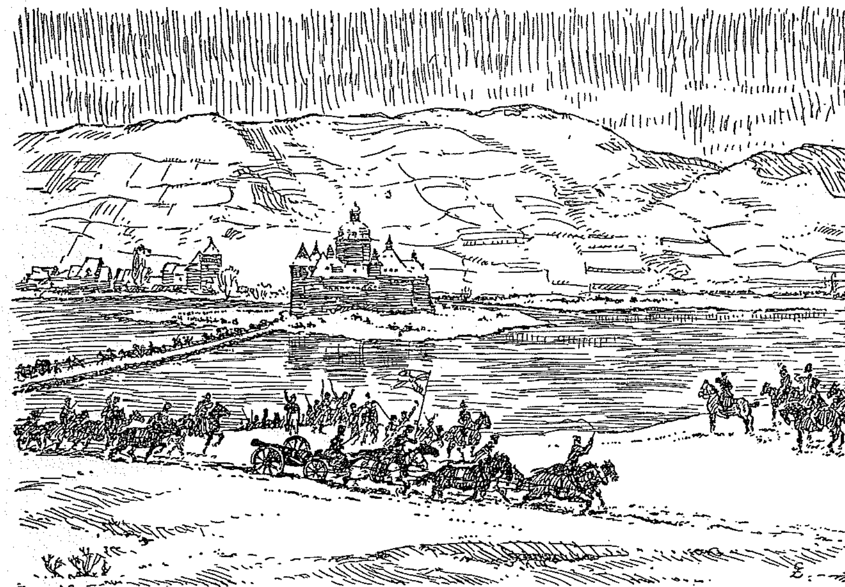
„Vorwärts, vorwärts! Ihr müßt euch beeilen, damit euch der Napoleon nicht entwischt!"

Die Antwort der Soldaten lautete:

„Wenn die Stiefel steckenbleiben, werden wir barfuß marschieren!"

Der Alte lachte, und die Soldaten lachten auch. Der Marsch wurde ihnen wohl sauer. Aber sie liebten den Marschall Vorwärts.

Endlich kamen sie an den Rhein. Es war Winter geworden, und sie hatten schon Weihnachten gefeiert. Aber Blücher sagte:



„Drüben stehen die Franzosen. Wir müssen sie weiterjagen; denn da ist auch deutsches Land!

Wo steht der Feind?
Der Feind? Dahier!
Den Finger drauf,
den schlagen wir!

Wo liegt Paris?
Paris? Dahier!
Den Finger drauf,
das nehmen wir!"

Bei der Stadt Kaub werden die Ufer des Rheins von steilen Bergen gesäumt. Mitten im Strom liegt eine Insel. Darauf steht eine alte Burg, die Pfalz genannt. Blücher überlegte, daß man dort gut eine Brücke schlagen könne. Darüber würden seine Truppen marschieren. Es mußte aber heimlich geschehen; denn drüben lagerten die Franzosen, und sie hatten Wachen ausgestellt.

Der Altjahrsabend dunkelte schon. Da erschienen Reiter vor dem Hause des Pfarrers. Sie riefen ihn heraus. Er sah schon, daß der weißbärtige Reiter in der Mitte der Feldmarschall Blücher war. Er verneigte sich vor dem Helden. Blücher befahl:

„Ruft sogleich alle Schiffer der Stadt in der Kirche zusammen! Kommt auch selbst dorthin!"

Die Schiffer waren verwundert, als der Bote kam. Sie eilten aus ihren Häusern und fragten einer den andern:

„Was sollen wir bei halber Nacht in der Kirche tun?"

Aber keiner wußte eine Antwort. Als sie alle beisammen waren, trat Blücher in die Kirche. Die Schiffer standen Kopf an Kopf und warteten, was da kommen sollte. Der Feldmarschall sprach:

„Schlag Mitternacht steht ihr alle bei euern Schiffen! Ihr sollt meine Vorhut über den Strom setzen. Der Franzose darf nichts merken, so geschwind und leise müßt ihr fahren. Schwört mir bei Gott, daß ihr dem Befehl gehorchen wollt!"

Die Schiffer erhoben die Schwurhand und leisteten den Eid. Sie taten es freudig, denn sie wollten ihrem deutschen Volke dienen.

Dann ordnete der Pfarrer an, daß sie sich setzen sollten. Sie nahmen in den Bänken Platz, und Blücher saß mitten unter ihnen. Der Pfarrer hielt eine Predigt von Gott und dem deutschen Vaterland.

Um Mitternacht marschierten die preußischen Truppen schweigend in die Stadt. Als der zwölfte Schlag vom Turm verhallte, standen die ersten am Ufer des Rheins. Die Schiffer hielten ihre Schiffe bereit. Zweihundert Soldaten füllten die Boote. Die Schiffer stießen von Land. Das Wasser des Stromes rauschte unter den Fahrenden. Die Eisschollen schlugen polternd gegen die Bootswände. Es war eine kalte und klare Sternennacht. Niemand sprach ein Wort. Jeder spähte und lauschte zum andern Ufer.

Nun waren sie drüben. Mit lautem Hurra stürmten die Preußen das jenseitige Ufer. Die Feinde waren überrascht und zogen sich ohne einen Schuß zurück. Die Preußen stellten sogleich Wachen aus.

„Nun schlagt die Brücken über'n Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein."

Blücher ließ alle Boote im Strom verankern und eine Brücke darüber legen. Sie war so stark, daß auch die Geschütze hinüberfahren konnten. Das Herz des Feldmarschalls zitterte vor Freude. Denn nun konnte er die Franzosen nach Frankreich zurückjagen und die deutschen Brüder jenseits des Rheins befreien.

Zieten aus dem Busch

König Friedrich von Preußen stand mit seiner Armee an der Grenze. Er verteidigte die Provinz Schlesien gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia von Österreich; ungarische und kroatische Regimenter hatte sie geschickt. Friedrich sah sich vor einer Überzahl der Feinde.

Die Generale traten vor den König und warnten:

„Es ist gefährlich, eine Schlacht zu wagen. Der Feinde sind zu viele. Was will der Herr König tun?"

Friedrich antwortete: „In Oberschlesien steht der Markgraf von Schwedt. Gute preußische Regimenter folgen ihm. Wenn er sie zu mir führte, so wollte ich mich auf die Feinde stürzen, sie sollten nichts zu lachen haben."

Die Generale sprachen: „Aber der Weg zu ihm ist weit. Ungarische Scharen haben das ganze Land überschwemmt und schneiden jede Verbindung ab."

Der Oberst Joachim Hans von Zieten trat vor den König, nahm Haltung und sprach:

„Ich getraue mich, mit meinen Husaren durch alle Feinde zu brechen und dem Markgrafen den Befehl des Herrn Königs zu überbringen."

Friedrich blickte ihn groß an:

„Ich möchte sehen, wie Er das fertig bringt. Er ist kein Hexenmeister. Aber zeige Er, was ein preußischer Husar vermag!"

Der König schrieb den Befehl an den Markgrafen von Schwedt, versiegelte ihn und übergab ihn dem Obersten von Zieten.

Zieten ritt zu seinem Regiment, versammelte die Offiziere um sich und legte ihnen seinen Plan dar:

„Die langen Kürassiere und Dragoner spotten über uns kleine Husaren. Wir sind eine neue Truppe, und man kennt uns nicht. Jetzt aber wollen wir zeigen, daß wir ein Herz voll Mut und einen Kopf voll List haben. Unsere neuen Pelze sind angekommen. Sie machen unsere Uniform der ungarischen ähnlich. Darauf baue ich meinen Plan. Wir werden unerkannt mitten durch die feindliche Armee reiten."

Das Husarenregiment von Zieten ritt dem Feinde entgegen, der Oberst immer vorweg. Sie stießen auf österreichische Truppen, gaben sich als Ungarn aus und ritten ruhig neben den Österreichern her. So gelangten sie mitten durch die feindliche Hauptmacht.

Endlich wurde es ruchbar, daß die Husaren dem König von Preußen gehörten. Zieten hatte sich aber mit seinem Regiment rasch in den Busch ge-

schlagen und führte es mitten hindurch. Als er nach vielen Stunden an den Rand des Waldes kam, sah er überlegene feindliche Truppen im Felde. Sie suchten ihn und wollten ihm den Weg verlegen.

Da schwang er seinen Säbel und sprengte aus dem Busch. Seine Husaren folgten ihm und preschten gegen den Feind. Zietens Säbel schlug wacker drein, und seine Leute taten es ihm nach. Ehe die Feinde es sich versahen, waren sie schon überrannt.

Zieten gelangte mit seinem Regiment zum Markgrafen von Schwedt und überbrachte ihm den Befehl des Königs. Der Markgraf setzte seine Truppen in Marsch. Zieten schloß sich ihm an.

Sie schlugen alle Feinde, welche sich ihnen in den Weg stellten. Zuletzt erreichten sie das Lager des Königs.

Friedrich fühlte sich nun stark genug. Er griff die Armee der Kaiserin Maria Theresia an und besiegte sie gänzlich.

Der Große König kehrt heim

Friedrich der Große gewann viele Schlachten. Aber immer neue Heere von Russen, Ungarn, Kroaten, Franzosen und leider auch Deutschen marschierten in das preußische Land herein. Der König war in großen Sorgen. Sein General Hans Joachim von Zieten sprach ihm Mut zu:

„Herr König, es wird noch alles gut werden. Sie dürfen das Vertrauen nicht verlieren."

Der König fragte:

„Hat Er einen neuen Verbündeten gewonnen?"

Es war Nacht, und der General von Zieten wies mit der Hand zu den Sternen hinauf:

„Droben ist unser Verbündeter. Er blickt auf uns herab und wird uns nicht verlassen."

Dem Tapfern hilft Gott. Er half auch den Preußen. Die Feinde sahen zuletzt ein, daß sie den Großen König und seine Soldaten nicht besiegen könnten, und schlossen Frieden.

König Friedrich hatte in sieben Jahren keine Zeit gehabt, seine Hauptstadt Berlin zu besuchen. Die Berliner hatten von den Russen und den Kroaten viel Angst gelitten. Nun freuten sie sich, ihren König wiederzusehen. Sie wollten ihm danken, daß er sie aus aller Not gerettet hatte.



Es waren Boten in die Stadt geritten und hatten gemeldet, daß der König am folgenden Tage kommen würde. Die Berliner bauten Ehrenpforten und zogen ihre besten Kleider an. Die Schlächter trugen braune Röcke mit silbernen Knöpfen. Sie stiegen zu Pferde und ritten dem König entgegen. Die Schützengilde folgte ihnen in blauen Röcken und roten Westen. Die Kaufleute bildeten auch eine Kompagnie und marschierten gleichfalls in blauen Röcken aus. Sie trugen goldene Tressen daran und weiße Kokarden an den Mützen.

Es war ein lachender Frühlingstag. Die Finken schmetterten ihre Lieder aus den Bäumen. Die Hasen im Feld spitzten die Ohren und wunderten sich, warum soviel tausend Menschen auf der Landstraße standen. Bis zum nächsten Dorf hin reihte sich Kopf an Kopf. Die Musik spielte, die Kinder jubelten und schrien:

„Juchhe, der Große König kommt!"

Dann sangen sie das Lied:

„Und wenn der Große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hosen,
so läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

So ging es viele Stunden. Zuletzt wurden die Kinder still vor Müdigkeit.

Aber der König kam nicht. Die Sonne senkte sich zu den Dächern der Stadt nieder, es wurde dunkel. Die Menge wartete vergebens.

Der General von Zieten war dem König entgegengeritten. Er hielt vor dem Wagen Friedrichs. Der blickte ihn aus ernsten Augen an und sagte:

„Ich bin heut über das Schlachtfeld von Kunersdorf geritten, wo so viele tapfere Soldaten begraben sind. Sie haben alle für das Vaterland gestritten. Wir wollen der Toten gedenken. Ich mag an diesem Abend nicht den Jubel des Volkes hören. Führ Er mich auf einem stillen Weg in die Stadt!"

So mußten die Bürger endlich nach Hause marschieren. Sie zogen ihre schönen Röcke aus und hatten den König nicht gesehen. Friedrich war in aller Stille in sein Schloß an der Spree heimgekehrt und ließ ihnen sagen: „Ein andermal!"

Weit draußen vor den Toren Berlins lag das Schloß Charlottenburg. Nach dessen Kapelle bestellte er die Musiker und die Sänger, die in seinem Dienst standen. Sie versammelten sich zur festgesetzten Stunde auf dem Chor. Eifrig stimmten sie ihre Instrumente. Der Kapellmeister stand schon vor dem Notenpult und hatte den Taktstock gefaßt. Jeder glaubte, der König würde mit allen Ministern und Generälen und Hofleuten kommen. Da ging die Tür auf. Der König trat ganz allein in den Gottesraum. Er trug den alten, abgeschabten blauen Rock, den er im Felde getragen hatte. Seine großen Augen leuchteten viel blauer als der Rock. Wer in diese Augen blickte, der konnte nicht lügen. Die Musiker sahen, wie gebückt der König ging. Die Sorge um Land und Volk hatte ihn zu einem alten Manne gemacht. Den Musikern klopfte das Herz ganz laut.

Der König setzte sich in den Sessel und gab das Zeichen zum Beginn. Die Musik klang durch den Raum; jeder Ton drang in das Herz des Königs. Um ihn rauschte das große, heilige Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" Friedrich dankte seinem Gott für Rettung und Sieg.

Er barg sein Antlitz in die Hände. Tränen stürzten ihm aus den Augen. Der Große König weinte – um seine toten Freunde, um viel tausend gefallene und verwundete Männer, um Not und Qual, die sein Volk in sieben Jahren gelitten. Er gedachte des Mutes und der Treue, die er in schwerer Zeit bei ihm gefunden hätte.

Es gibt nur einen Bach

Ich war mit einer Schar von Buben und Mädeln in Potsdam. Wir besuchten auch das Schloß Sanssouci. Wir wollten sehen, wo der König Friedrich der Große gelebt hat und wo er seine Flötenkonzerte hielt. Von dort fuhren wir nach der großen Stadt Leipzig. Autos hupten, Motorräder

knatterten, auf den Gleisen stampften die Wagen der Straßenbahn. Wir verstanden in dem Lärm kaum, was einer sagte. Plötzlich standen wir vor einer schönen, alten Kirche. Ich sagte:

„Das ist die Thomaskirche. Wir wollen hineingehen."

Wir setzten uns ganz still in die Bänke und horchten. Denn ein Meister spielte die Orgel. Das war eine wunderbare Musik. Sie brauste, wie wenn der Sturm durch die Wälder fährt. Dann klang es, als wenn eine Mutter ihrem Kind ein Wiegenlied singt. Danach glaubten wir, daß Engel dem lieben Gott Lob und Dank sängen. Wir waren alle ganz andächtig.

Der Meister hörte auf zu spielen. Die Buben und die Mädel fragten mich:

„Wer hat diese schöne Musik erdacht?"

Ich antwortete:

„Vor zweihundert Jahren war an dieser Kirche ein Kantor angestellt; der hieß Johann Sebastian Bach. Er spielte die Orgel so schön wie kein Mensch sonst. Er erdachte auch viele Musik und schrieb sie in Noten auf. Alle Meister spielen sie seitdem, wie er die Noten gesetzt hat."

Die Kinder riefen:

„Wenn wir heimkommen, wollen wir unsern Lehrer bitten, daß er uns auch Musik von Johann Sebastian Bach spiele!"

Ich sprach:

„Weil euch seine Musik so gut gefällt, will ich euch eine Geschichte von Bach erzählen."

Die Kinder drängten sich um mich. In der Kirche war alles still. Ich erzählte:

„König Friedrich der Große hörte davon, daß der Kantor Bach in Leipzig so schöne Musik erdenke und auch spiele. Da er die Musik sehr liebte, ließ er ihm einen Brief schreiben. Er bat den Kantor, daß er ihn in seinem Schloß Sanssouci besuche. Johann Sebastian dachte: ‚Es ist eine große Ehre, daß der König von Preußen mich einlädt!'

Er war schon ein alter Mann, und das Reisen war ihm beschwerlich. Aber er packte seine Koffer und bestellte einen Wagen. Seine Frau Anna Magdalena sah ihm nach, als er abfuhr. Sie rief ihm noch viele gute Wünsche zu.

Johann Sebastian mußte in einigen Wirtshäusern übernachten; denn die Reise nach Potsdam war weit.

Der König hatte zu einem Flötenkonzert eingeladen. Generale und Minister fanden sich in Sanssouci ein; auch die Damen des Hofes und sonst vornehme Leute. Die Musik begann. Der König blies selber auf der Flöte.

Ein Diener trat herein und legte dem König die Liste der Fremden vor die in Potsdam angekommen waren. Der König las die Liste und blickte dann auf seine Gäste. Er rief voller Freude:

‚Meine Damen und Herren, der alte Bach ist angekommen.‘

Schon befahl er seinem Leibjäger:

‚Geh in das Gasthaus, in welchem der Kantor abgestiegen ist! Ich lasse ihn bitten, daß er sogleich komme. Er soll nur in seinem Reiseanzug erscheinen, damit er keine Zeit verliere.‘

So ungeduldig war der König, den berühmten Mann kennenzulernen.

Es dauerte nicht lange, so erschien Johann Sebastian Bach im Schloß Sanssouci. Er wurde vor den König geführt. Dieser empfing ihn freundlich und fragte ihn, ob er gut gereist sei. Danach führte Friedrich den Gast durch die Säle. Darin standen sieben Flügel. Bach spielte auf allen. Einer klang immer noch schöner als der andere. Der König stand und lauscht in großer Andacht. Zuletzt rief er:

‚Es gibt nur einen Bach!‘

Er kehrte mit Johann Sebastian zu den Damen und Herren zurück, die er eingeladen hatte. Zu ihnen sagte er:

‚Es spielt niemand so schön wie unser Gast!‘

Es waren viele prunkvolle Kleider in dem Saal; Bach saß in seinem Reiseanzug ganz bescheiden in der vornehmen Gesellschaft. Aber sie bewunderten ihn alle, denn sie hatten sein Spiel gehört. Und er war glücklich, weil der Große König ihn so ehrte.“

Die Buben und die Mädel schritten auf leisen Füßen, als ich mit ihnen die Thomaskirche verließ.

Der Soldatenkönig

König Friedrich Wilhelm von Preußen sagte einmal:

„Ich möchte jedem preußischen Jungen eine Flinte in die Wiege legen. Dann sollte er künftig helfen, die Franzosen und die Engländer vom deutschen Boden zu jagen.“

Er arbeitete vom Morgen bis in die Nacht und lebte so einfach wie ein schlichter Bürgersmann. Das ganze preußische Volk mußte fleißig arbeiten, und niemand durfte das Geld unnütz ausgeben. Wer müßig herumlungerte, der fühlte den Rohrstock des Königs auf seinem Rücken tanzen.



Steuern und Zölle wanderten in die Schatzkammer des Königs. Er ließ dafür Soldaten anwerben, Regiment um Regiment, eines stattlicher als das andere. Unermüdlich mußten sie üben und exerzieren. Bald hatte Preußen das beste Heer der Welt.

Der älteste Sohn des Königs war Kronprinz Friedrich. Er sollte einmal an seines Vaters Stelle König in Preußen werden. Friedrich Wilhelm forderte von seinem Sohne:

„Es ist nötig, daß du ein tüchtiger Soldat bist. Ich will dich jeden Tag im Waffenrock sehen. Gehe hin und exerziere mit deinem Regiment! Dann wirst du einmal ein großer Feldherr sein und Preußen Ehre und Macht erwerben.“

Fritz liebte aber den strengen Dienst des Soldaten nicht. Er unterhielt sich lieber mit seinem Freunde, dem Leutnant von Katte; auch ergötzte er sich gern am Flötenspiel. Der vortreffliche Flötenbläser Quantz war sein Lehrer.

An einem Wintertage waren Quantz und Katte wieder bei dem Kronprinzen. Er hatte einen Schlafrock von teuerm Goldbrokat angezogen,

sein langes Haar hing ihm wallend um den Kopf. Der Flötenbläser Quantz trug einen roten Rock. Er wußte, daß der König diese Farbe nicht leiden konnte, sondern das bescheidene preußische Blau vorzog.

Leutnant von Katte wachte draußen, damit der König sie nicht überrasche.

Der Kronprinz und Quantz spielten miteinander die Flöte. Es war eine herrliche Musikstunde, wie Friedrich sie liebte. Da riß Katte die Tür auf und rief atemlos:

„Der König kommt!"

Fritz warf rasch seinen Schlafrock ab und zog die Uniform an. Den Schlafrock hängte er in den Schrank. Katte ergriff den Kasten, in den sie die Flöten und die Noten gelegt hatten, und flüchtete in eine enge Kammer, von der aus man die Öfen heizte. Quantz sprang hinter ihm drein.

Kaum war die Tür hinter ihm geschlossen, als der König eintrat. Er hatte seinen Sohn auf dem Übungsplatz vermißt und wollte sehen, was er triebe. Er sah sogleich, wie unordentlich der Sohn sein Haar trug. Daran merkte er, daß Fritz nicht nach seinem Befehl handelte, und untersuchte das Zimmer.

Hier entdeckte er hinter der Tapete geheime Schränke und darin die kostbarsten Schlafröcke. Empört riß er sie heraus und warf sie in das Kaminfeuer. Auch fand er leichtfertige französische Bücher in den Schränken. Der König rief einen Diener und sandte sie dem Buchhändler zurück.

Quantz und Katte konnten von Glück sagen, daß sie nicht bemerkt wurden. Gewiß hätten sie den Stock des Königs gefühlt.

Friedrich Wilhelm fuhr seinen Sohn zornig an:

„Wie willst du es vor Gott verantworten, daß du deinen Vater betrübst? Wer in der Jugend nicht gehorchen lernte, kann als Mann nicht befehlen. Du sollst einst König in Preußen sein. Ein König lebt aber nicht zu seinem Vergnügen, er lebt, um dem Staate zu dienen."

Der Türkenludwig

Die Männer von Wien standen mit Pike und Muskete auf den Wällen ihrer Stadt. Ein ungeheures Heer der Türken zog heran. Es hatte ganz Ungarn überschwemmt und wollte nun auch nach Deutschland ziehen. Die Wälle von Wien trotzten ihm noch; darum wollte es die Kaiserstadt erobern.

Den Männern von Wien bebte das Herz; denn furchtbare Greuel geschahen vor ihren Augen. Die Häuser der Vorstädte brannten. Eine Riesen-



lohe schlug zum Himmel auf. Beißender Qualm zog über die Gräben her. Gellende Schreie drangen mit ihm herüber, Todesschreie von Männern, Frauen und Kindern. Die Armen stürzten aus den Häusern; denn die Dächer brachen über ihnen zusammen.

Draußen aber rasten die Türken. Sie sprengten auf ihren flinken Rossen heran. Wer nur einen Turban in der feurigen Lohe aufleuchten sah, schrie vor Angst. Denn schon sauste der krumme Säbel auf einen deutschen Schädel nieder. Die Türken schonten Frauen und Kinder so wenig wie die Männer. Viele schleppten sie auch in die Sklaverei.

Die Hilfe- und Todesschreie schnitten denen in das Herz, die auf den Wällen waren. Was wollten sie gegen die Übermacht der Feinde ausrichten? Der Tapferste ist verloren, wenn er allein unter ein Rudel Wölfe fällt.

Da ging die Frage von Mann zu Mann:

„Wo ist der Markgraf von Baden?"

Markgraf Ludwig von Baden hielt mit seinen Dragonern draußen vor den Wällen. Er war in diesem Krieg immer der Nächste am Feind. Wo er in seinem roten Waffenrock auftauchte, da waren seine Reiter hinter ihm, und der Schrecken fuhr mit ihm unter die Türken. „Der Rote Fürst!" schrieen sie entsetzt, wenn sie ihn sahen.

Markgraf Ludwig rief seine Offiziere heran.

„Kameraden, hört ihr die Schreie aus den brennenden Straßen? Jetzt gilt es noch einen Ritt!"

Die Offiziere ritten zu den Schwadronen. Der Trompeter blies das Signal zum Angriff. Die Schwerter flogen aus den Scheiden. Die Reiter jagten in die brennenden Straßen hinein, allen voran der Markgraf im roten Rock, das Schwert hoch in der Faust.

Da lagen die Leichen von Männern, da wurden Scharen von Frauen und Kindern von den Türken fortgetrieben. Die Wut war in den Dragonern, als sie das sahen. Der Markgraf schwang sein Schwert und war als Erster unter den Feinden.

Die Türken wehrten sich tapfer. Aber sie konnten dem Ungestüm der Deutschen nicht widerstehen und wurden in die Flucht geschlagen.

Die Frauen und Kinder konnten kaum begreifen, daß sie gerettet waren. Sie hoben ihre Hände und wollten dem Markgrafen danken. Er jagte aber schon weiter, und die Dragoner hinter ihm her. Sie retteten noch viele Deutsche, die schon in den Händen der Türken waren, und sammelten alle, die hilflos herumirrten.

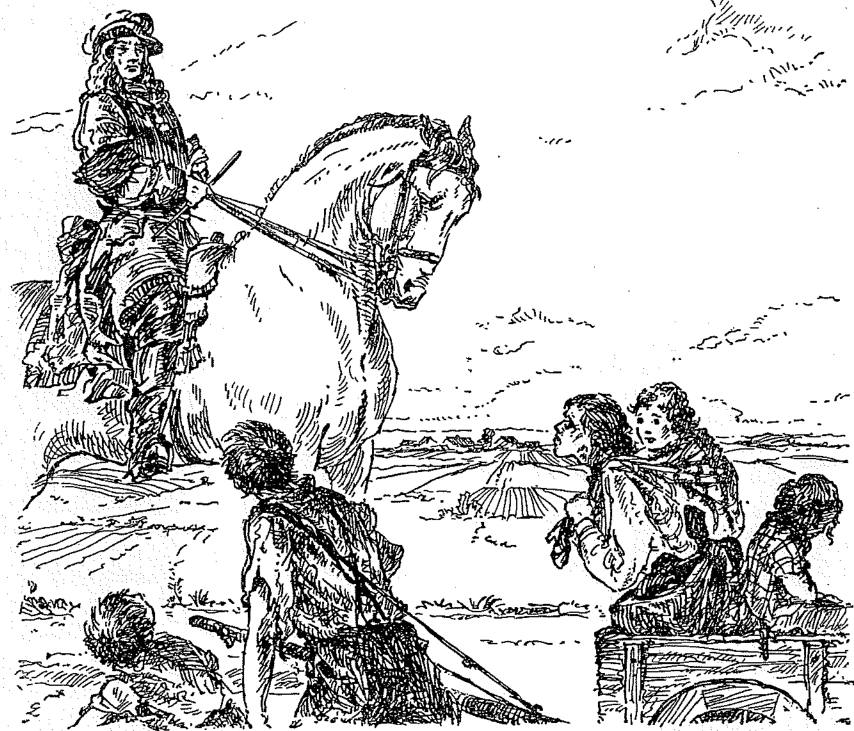
Die Türken wollten den Kampf nicht verloren geben. Sie verstärkten sich durch neue Truppen und verlegten dem Markgrafen den Weg.

Die Deutschen sahen sich plötzlich mitten im feindlichen Kugelregen. Mancher, der in die Brust getroffen war, schrie auf und sank aus dem Sattel.

Wieder gab der Markgraf das Zeichen zum Angriff. Das Prasseln der Flammen und das Krachen der stürzenden Dächer konnten den Klang der Trompete nicht übertönen. Die Reiter jagten abermals mit geschwungenem Schwert in den Feind. Die Türken sanken unter ihren Streichen. Es waren ihre Tapfersten, die vor dem Markgrafen erlagen.

Der Weg zum Tor von Wien war frei. Ludwig führte die Scharen der Männer, Frauen und Kinder hinter die schützenden Wälle.

Das dankbare Volk nannte ihn den Türkenludwig und erzählte Wunder von seiner Tapferkeit.



Um Blut und Boden

Die Türken konnten die Kaiserstadt Wien nicht erobern. Deutsche Heere unter dem Befehl des Prinzen Eugen trieben sie unaufhaltsam in ihr Land zurück. Unter blutigen Opfern stürmten die Deutschen von Sieg zu Sieg durch das Land Banat und erreichten die Donau. Jenseits des breiten Stromes erhob sich die starke Festung Belgrad. Sie war noch in der Hand der Türken. Auch dieses mächtige Hindernis konnte den Siegeslauf des Prinzen nicht aufhalten. Er führte sein Heer über die Donau und belagerte und eroberte das türkische Bollwerk.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.

Er ließ schlagen einen Brucken,
daß man konnt' hinüberrucken
mit der Armee wohl vor die Stadt.

Prinz Eugen ritt mit dem Grafen Mercy durch das befreite Banat. Ihre Blicke schweiften über die weite Ebene. Unendlich dehnten sich die Sümpfe; sie mußten weite Umwege machen, weil ihre Pferde fast versanken. Wölfe umschlichen die Reiter. Störche und Reiher flogen auf, Wildenten und Wasserhühner lärmten im Rohr. Aber sie fanden nirgends Menschen.

Sie ritten einen Tag um den andern. Sie sahen niedergebrannte Häuser und Hütten, aber keinen Mann, kein Weib, kein Kind. Die Türken hatten sie alle erschlagen.

Prinz Eugen sprang aus dem Sattel und stieß mit der Spitze des Stiefels in den Boden. Schwarze Erde spritzte vor ihm auf. Er rief:

„Wie ist der Boden fett und locker! Er harrt der fleißigen Hand, die ihn bearbeitet, und ist willig, seine Schätze zu geben. Es fehlen nur die Menschen, die ihn bebauen.

Graf Mercy, ich will Euch als Statthalter im Banat einsetzen. Ruft deutsche Bauern aus Eurer Heimat an der Mosel ins Land! Eng und klein liegen dort ihre Höfe beieinander. Sie verlangen nach freiem Grund und Boden. Deutsche haben das Banat befreit, Deutsche sollen es bebauen. Aus dieser Einöde werden sie einen Garten Gottes schaffen."

Die Bauern an der Mosel machten sich mit Weib und Kind, mit Roß und Wagen, mit Spaten und Spindel auf, um in das ferne Banat zu ziehen. Graf Mercy führte sie vor den Kaiser in Wien. Sie standen in der Hofburg und harrten seines gnädigen Wortes.

Der Kaiser trat zu ihnen heraus und versprach ihnen:

„Ich will euch Korn geben, damit ihr es in die Furchen säet. Ihr sollt Rosse erhalten, die den Pflug ziehen, und Rinder, die euch und euern Kindern die Milch spenden."

Hocherfreut zogen die deutschen Bauern ihrer neuen Heimat entgegen.

Jetzt wandte sich der Habsburger an den Statthalter:

„Das Banat ist groß und verlangt, daß viele Menschen seinen Boden bebauen. Meint Ihr nicht, daß die Zahl dieser Deutschen zu gering sei? Es wohnen an den Grenzen auch Serben und Rumänen. Ich will sie gleichfalls rufen, damit sie es füllen und mir auch, wie die deutschen Bauern, Abgaben und Steuern zahlen."

Der Statthalter trat dem Kaiser mannhaft entgegen:

„Nirgends werdet Ihr ein so tapferes, treues und fleißiges Volk finden wie die Deutschen. Laßt euch warnen und gebt ihnen allein das Land im Banat, das durch deutsches Blut den Türken entrissen wurde!"

Doch der Kaiser wandte sich unwillig ab.

Prinz Eugen ritt wieder durch das Banat, um sich an den deutschen Dörfern zu erfreuen. Graf Mercy begleitete ihn wie damals.

Schwarzhaarige Gesellen zogen elende Karren auf dem Wege daher. Frauen schleppten Bündel mit grellfarbigen Kleidern. Schmutzige Kinder liefen mit ihnen.

Der Prinz fragte:

„Was für ein Volk begegnet uns auf dieser Straße?"

Der Graf: „Das sind die Serben und die Rumänen, die der Kaiser in das Land rief."

Der Prinz: „Sie werden Haß und Hader, Streit und Zwietracht in das Banat bringen. Denn sie werden den Deutschen neiden, daß der Acker ihrem Fleiß doppelte Frucht trägt. Sie werden schelten, wenn sie ihr mageres Vieh neben den fetten Rindern der Deutschen sehen; und ihre Menge ist eine Gefahr."

Graf Mercy zuckte unmutig die Achseln.

„Der Kaiser in Wien hat es so befohlen. Aus Habsucht hat er uns Deutschen die Treue gebrochen."

Prinz Eugen sann eine Weile, dann klang seine Stimme hell und hart:

„Dennoch! Die Tapferkeit, der Fleiß und die Zähigkeit des deutschen Bauern werden den Sieg behalten. Dem Mutigen und Treuen hilft Gott."

Der Große Kurfürst am Rhein

Auf dem Schloßhof zu Berlin scharrten ungeduldig die Pferde. Sie warteten auf ihre Herren, um in den Krieg zu traben. Der Feldmarschall Derfflinger säumte nicht gern, denn er war ein Feuerkopf. Er drehte seinen Schnurrbart und knurrte:

„Das ist eine verfluchte Geschichte. Die Franzosen haben die ganze Rheinpfalz ausgebrannt. Jetzt soll das Elsaß daran glauben. Der Teufel soll die Mordbrenner und Räuber holen! Wir Brandenburger werden ihnen die Suppe versalzen. Wir lieben eine scharfe Mahlzeit!"

Vor ihm stand plötzlich ein Jüngling, seine Augen lachten dem Alten froh entgegen.

„Herr Feldmarschall, die Kurmärker schlagen auch eine gute Klinge!"

Georg von Derfflinger reckte sich im Sattel auf.

„Kurprinz, deshalb verließ ich die Fahnen Schwedens und ging zu den Brandenburgern."

Ja, es war der Kurprinz Karl Emil von Brandenburg, der vor dem Feldmarschall stand. Der Sattelknecht führte ihm sein Pferd vor. Er schwang sich hinauf.

Eben öffnete sich das Portal des Schlosses. Alle Reiter nahmen Haltung an. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg trat heraus. Sein Adlerauge musterte die Reiter.

„Alles fertig? Dann wollen wir reiten. Wir werden die deutschen Brüder am Rhein vor den Franzosen schützen."

Er schwang sich gleichfalls in den Sattel und ritt an der Spitze des Zuges aus dem Schloß. Noch einmal wandte er sich und winkte den zurückbleibenden Freunden. Auch der Kurprinz grüßte sie aus dem Sattel.

Feldmarschall Derfflinger führte die Regimenter. Es waren Kürassiere und Dragoner. Auch Infanterie nahm an dem Feldzug teil; sie mußte den weiten Weg an den Rhein zu Fuß marschieren. Das dauerte manche Woche, aber die kurmärkischen Adlerfahnen flatterten vor ihnen im Winde. Die Männer waren wetterfest und sangen frohe Soldatenlieder. Die Armee setzte über den Main und marschierte gegen das Elsaß.

Der Kaiser in Wien hatte versprochen, daß auch er Truppen senden wolle, um die Franzosen zu vertreiben. Der Kurfürst hatte mit dem Kaiser ausgemacht, daß sie sich mit den Brandenburgern im Elsaß treffen sollten. Die Österreicher waren schon da, als die Brandenburger ankamen. Der Kurprinz fragte den Feldmarschall:

„Ist der Kaiser bei seinen Truppen?"

Derfflinger antwortete:

„Die Kaiser aus dem Hause Habsburg lieben es nicht, in das Feld zu ziehen."

Karl Emil blickte auf seinen Vater. Er kannte es nicht anders, als daß der Führer im Kampfe zu seiner Truppe gehört.

Die Brandenburger zogen in die schöne deutsche Stadt Straßburg ein. Der Ritt führte sie gerade auf das Münster zu. Der Kurfürst sprach zum Kurprinzen:

„Sieh die herrliche Pforte des Domes, sieh das reich gezierte Fenster und den mächtigen Turm! Das alles hat der deutsche Meister Erwin von Steinbach entworfen, und deutsche Menschen haben es erbaut. Nie soll eine französische Hand nach Straßburg greifen. Und wenn sie es tut, dann soll ein deutsches Schwert sie treffen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Es war Herbst geworden. Von den Bergen her wehte ein rauher Wind und brachte Regen und Schnee. Die Brandenburger und die Kaiserlichen lagen lange im Elsaß in Quartier und warteten auf die Franzosen. Endlich meldeten die Boten, daß der Feind im Anzuge sei. Die brandenburgischen Reiter waren oft unterwegs, um ihn zuerst zu erspähen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm sah mit Sorge auf seinen Sohn:

„Du bist blaß, und deine Glieder wurden hager. Du sollst nach Straßburg fahren, dort sind gute Ärzte. Sie werden dich pflegen, damit du gesund wirst und wieder fechten kannst."

Aber es war zu spät. Das Fieber packte ihn, ehe er Straßburg erreichte, und die Ärzte wußten keinen Rat.

Feldmarschall Derfflinger trat vor den Kurfürsten.

„Der Herr Kurfürst wolle mir meine Botschaft nicht übelnehmen!"

Friedrich Wilhelm drängte:

„So sprecht rasch!"

„Ein reitender Bote jagte herein. Der Kurprinz ist zu Straßburg gestorben."

In das Auge des Kurfürsten traten Tränen, und seine Lippen bebten, als er befahl:

„Bringt den Wagen, ich werde nach Straßburg fahren!"

Als der Kurfürst durch das Tor der Stadt einfuhr, lagen Kummer und Sorge auf allen Gesichtern. Die Bürger ließen ihn fragen, ob er sie nun verlassen und den Franzosen preisgeben würde.

„Nein, nie, wenn nur Habsburg treu zu mir steht!" antwortete Friedrich Wilhelm. „Straßburg ist die Rose im deutschen Garten. Wenn man sie ausreißt, hat er seine Königin verloren."

Die Straßburger dankten ihm und nannten ihn von dieser Zeit an den Großen Kurfürsten.

Friedrich Wilhelm sah seinen Sohn im Sarge und weinte um ihn. Dann richtete er sich auf und befahl, daß man den Toten in die Heimat sende.

Derfflinger fragte:

„Will der Herr Kurfürst nicht den Sohn geleiten?"

Friedrich Wilhelms Augen blitzten:

„Wer sollte dann das deutsche Elsaß schützen!"

Wieder brachte Feldmarschall Derfflinger eine Botschaft. Die Franzosen waren in das Elsaß gefallen. In den Augen des Kurfürsten sprühte die Kampfesfreude. Er sandte dem General des Kaisers die Nachricht, daß sie eine Schlacht annehmen wollten.

Eben hatte ein neues Jahr begonnen. Da stießen die feindlichen Heere aufeinander. Die Franzosen hatten zahlreiches Kriegsvolk in das Land gebracht, und es wurde eine heiße Schlacht. Der Kurfürst führte seine Soldaten selbst in das wildeste Getümmel. Die Franzosen konnten keinen Sieg erringen.

In der Nacht aber zogen die habsburgischen Truppen heimlich ab. Brandenburgische Reiter brachten ihrem Kurfürsten die Nachricht. Er rief:

„Will mich der Kaiser an den Feind verraten?"

Verächtlich warf Derfflinger ein:

„Das ist der Dank vom Hause Habsburg!"

Zornglühend rief der Kurfürst:

„So verrät Habsburg auch das Elsaß, es verrät Deutschland! Wie soll das kleine Brandenburg allein dem mächtigen Frankreich widerstehen?"

Boten meldeten bald, die Franzosen schickten sich an, sein Heer zu umzingeln. Der Kurfürst sprach:

„Wir sind ein Häuflein gegen die französischen Scharen, ich kann das Elsaß nicht halten und muß meine Truppen für die Heimat retten."

Und wieder kam Nachricht: „Die Schweden sind mit den Franzosen im Bunde. Sie sind in Brandenburg eingefallen, verwüsten das Land und bedrohen Berlin. Alles Volk schreit nach seinem Herrn."

Zähneknirschend befahl der Kurfürst:

„Kann ich Deutschland nicht retten, so will ich Brandenburg schützen. Aus ihm soll einst ein neues Deutschland erstehen."

In Eilmärschen führte er sein Heer zurück. Er schlug die Schweden. Die Kurmark Brandenburg war für immer gerettet.

Aber das deutsche Elsaß ging durch Habsburgs Schuld an eine fremde Macht verloren.

Ein deutscher Herzog

Herzog Bernhard von Weimar war jung und tapfer.

Warum nannten die Soldaten ihn den „Schwarzen Herzog"?

Er ritt auf einem großen, schwarzen Pferd und trug einen schwarzen Panzer. Auch schützte er sein Haupt durch einen schwarzen Helm.

So war in seiner Erscheinung alles schwarz?

Nein, nicht alles! Von seinem Helm wallte eine rote Feder. Eine rote Schärpe hing ihm über die Schulter. Unter der Schärpe schlug ein helles, fröhliches Herz.

Warum schnallte er einen Panzer um? Und warum ritt er vor den Soldaten?

Er ritt in einen Krieg, der dreißig Jahre währte. Ganz Deutschland wurde von fremdem Kriegsvolk verwüstet. Herzog Bernhard wollte das Vaterland schützen.

Wer sandte das fremde Kriegsvolk auf den deutschen Boden?

Der eigene Kaiser! Er lebte in Wien und hieß Ferdinand von Habsburg. Er sandte Kosaken und Kroaten, Polen und Wallonen und noch viel fremde Völker mehr. Sie brannten Städte und Dörfer nieder, sie ermordeten Männer, Frauen und Kinder. In ganz Deutschland hörte man die Menschen weinen und klagen.

Ferdinand von Habsburg haßte die Deutschen und nannte sie Ketzer, weil sie einen andern Glauben hatten als er. Aber Bernhard von Weimar liebte sein Volk und ritt mit seinen Eisenreitern in das Feld. Auch folgte ihm ein großes Fußvolk, das wollte für Deutschland streiten, wie er befahl.

Das Heer stand an der Donau, und der Feind war nicht weit. Der Herzog war eben von den Strapazen des Krieges ermüdet. Er ruhte an einem schönen Frühlingstage noch auf seinem Lager und hörte auf das Lied eines Vogels, der in der nächsten Baumkrone sang. Das Fenster war geöffnet; er hörte den Vogel ganz deutlich. Da trat der Offizier vom Dienst herein. Er meldete:

„Die Truppen meutern!"

Der Herzog rief:

„Rührt mich der Donner? Die Truppen wollen nicht mehr gehorchen? Ich werde gleich zu ihnen in das Lager reiten!"

„Das ist nicht nötig!" sagte der Offizier vom Dienst. „Die Obristen der Regimenter stehen schon draußen."

Der junge Herzog kleidete sich rasch an und ging hinaus. Die Obristen hatten alle schon in vielen Schlachten gekämpft. Ihre Gesichter waren verwittert, manchem war das Haar weiß geworden. Bernhard sprach zu ihnen:

„Wollen die Herren mir erklären, was sie ungerufen herführt!"

Einer von ihnen erwiderte:

„Wir haben Sommer und Winter unter Euerm Befehl gekämpft, ohne Rast und Ruh'. Viele von unseren Freunden sind gefallen, und andere

sind zu Krüppeln geschossen worden. Jetzt aber haben wir keine Kraft zu streiten. Unsere Leute erhielten schon lange keinen Sold mehr. Sie hungern und können sich nichts kaufen. Sie gehen barfuß und kleiden sich in Lumpen. Wenn wir in eine Schlacht ziehen, wird das Pulver nicht reichen."

Aus Herzog Bernhards Antlitz leuchteten große und feurige Augen. Wen er freundlich ansah, der liebte ihn. Wenn er aber zornig war, konnte niemand seinen Blick ertragen. Sie erwarteten jetzt alle seinen Zorn. Er blickte sie aber freundlich an und sagte:

„Ihr Herren, sind wir nicht Sattel an Sattel durch Deutschland geritten? Haben wir nicht Frost und Hitze, Hunger und Durst miteinander ertragen? Wenn Kameraden tot auf dem Schlachtfeld lagen, so habe ich ihnen die Augen zugedrückt. Nun aber wollt ihr mich verlassen?"

Die Obristen erwiderten:

„Wo nichts ist, da hat auch der Herzog sein Recht verloren."

Jetzt blitzten Bernhards Augen. Er rief:

„Ich habe nicht mehr Geld als ihr. Ich streite auch nicht um des Geldes willen, sondern nur, damit das Vaterland frei und glücklich sei. Ich will noch einmal mit euch hungern und dürsten. Ich will den Mut nicht sinken lassen. Wer sonst soll das deutsche Volk vor seinen Feinden bewahren?"

Die Obristen wagten nach diesen Worten nicht, ihm in die Augen zu sehen. Er befahl seinem Diener:

„Sattle rasch mein Roß!"

Zu den Obristen sagte er: „Folget mir, ihr Herren!"

Sie wagten kein Wort mehr und folgten ihm. Er ging die breite Treppe hinunter. Sein Roß stand schon bereit. Er schwang sich in den Sattel und ritt langsam in das Lager. Die Obristen folgten ihm. Er befahl ihnen, daß sie die Regimenter antreten ließen.

Die Soldaten marschierten auf. Hoch zu Roß hielt er unter ihnen. Seine Augen schweiften über die Tausende. Jeder glaubte, daß er gerade ihn ansehe. Seine helle Stimme klang laut über das Feld:

„Ihr klagt, daß ihr Hunger leidet. In den Städten des Feindes ist Fleisch und Brot. Ihr sollt sie erobern. Ich sehe, daß ihr barfuß geht. Der Feind hat Schuhe. Holt sie euch! Eure Waffenröcke hängen euch in Fetzen vom Leibe. Ich will euch zum Siege führen; so werdet ihr euch neu kleiden. Morgen marschieren wir und schlagen den Feind!"

Keiner wagte mehr ein Wort wider den Herzog.

Am andern Morgen marschierte das Heer. Alle Obristen ritten vor ihren Regimentern. Die Heeresfahne wehte vor Bernhard lustig im Wind. Er führte seine Soldaten in den Kampf. Keiner blieb zurück. Am Abend bliesen die Trompeter über einer eroberten Stadt den Sieg. Die Soldaten fanden in der Stadt Schuhe, Brot und Fleisch.

Die Augen des Schwarzen Herzogs leuchteten.

Der Bauernkönig von Sankt Agatha

Wo die Donau sich durch Oberösterreich, durch das Landl, windet, da schäumen ihre Wellen gegen viele Berge und Felsen. Von einem der Berge grüßt das Dorf Sankt Agatha. Abseits vom Dorf stand mitten in Äckern und Wiesen ein großer Vierkanthof. Dem Stefan Fadinger gehörte er. Der Bauer nannte viele Äcker und Wiesen und auch einen Wald sein eigen.

Stefan Fadinger blickte von dem Berg weit über das Landl. Er sah drunten die Donau aus der Ferne herbeifließen, er sah sie weit und weiter eilen. Gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht reihte sich Hügel an Hügel. Flüsse und Bäche zogen gleich Silberbändern zwischen ihnen hin. Wo die Sonne des Mittags stand, da glänzten die Gletscher und Schneegefilde des Dachstein. Das alles sah Stefan Fadinger leuchtenden Auges.

Er erblickte auch die Bauernhöfe in der Tiefe. Freundliche Dörfer lagen dort und reiche Städte. Das Auge folgte dem Rauch, der aus den Kaminen aufstieg. Der Fadinger sah das ganze Landl zu seinen Füßen. Überall wohnte ein fleißiges und treues Volk. Es liebte seine Freiheit und den Glauben, den es von den Vätern ererbt hatte.

Wenn die Bauern sich um Freiheit und Glauben sorgten, dann stiegen sie nach Sankt Agatha hinauf. Sie kamen auf den Hof des Stefan Fadinger und klagten ihm ihr Leid. Was er sagte, das galt.

Stefan Fadinger war der rechte Bauernkönig, wenn er auch keine Krone trug.

Die Bauern im Landl hatten viele Sorgen um Freiheit und Glauben. Da war in Wien der Kaiser Ferdinand, der Habsburger. Er wollte ihnen beides nehmen. Er schickte Kroaten in das Landl; sie mußten das Volk drangsalieren. Und die Deutschen waren wieder einmal uneinig. Auch bayrische Soldaten kamen und halfen Ferdinand gegen die Oberösterreicher.

Ja, es war eine arge Zeit im Landl!

An einem schönen Maientag stand Stefan Fadinger wieder auf der Höhe und schaute über seine Heimat. Er sprach laut vor sich hin:

„Der Herrgott schenkt uns einen schönen Tag. Aber die Menschen treiben es arg mit uns!"

Er sah einen Boten den Weg herkommen. Der Mann mußte schon weit gelaufen sein. Kleid und Schuhe waren mit Staub bedeckt. Sein Angesicht war rot vom schnellen Steigen. Der Schweiß lief ihm über Stirn und Wangen. Sein Atem ging rasch und laut.

„Was bringst du?" fragte der Fadinger ihn.

„O, es ist eine schreckliche Nachricht!" rief der Bote. „Der Herberstorff hat siebzehn Männer henken lassen, an der Linde und zu den Kirchtürmen hinaus; du wirst es schier nicht glauben!"

Stefan Fadinger: „Komm in mein Haus! Ich will dir Brot, Speck und Wein geben; dann sollst du alles erzählen."

Als der Bote sich erquickt hatte, berichtete er:

„Du weißt, daß der Kaiser in Wien uns welsche Pfarrer in das Land schickt, die unsere Sprache nicht verstehen und uns das Wort Gottes nicht lehren können. In der Stadt Frankenburg wollten sie uns auch einen fremden Pfarrer aufdringen."

„Habt ihr euch nicht gewehrt?"

„O doch! Wir liefen mit Spießen und Stangen herbei. Damit wollten wir die Soldaten vertreiben, die den fremden Pfarrer geleiteten. Wir haben sie in ihrem festen Schloß belagert."

„Und dann?"

„Graf Herberstorff, der Statthalter des Kaisers, kam mit Roß und Mann. Doch versteckte er sein Kriegsvolk im Walde, und wir wußten es nicht. Er ließ uns melden, daß er unsere Beschwerden abstellen wolle. Auch sollten wir Gnade erhalten, wenn wir die Waffen niederlegten."

„Und ihr habt die Waffen von euch getan?"

„Wort ist Wort, und wir glaubten ihm."

„Er ist ein Lügenhund!" murrte der Fadinger.

Der Bote berichtete weiter:

„Graf Herberstorff befahl, daß alle Bürger von Frankenburg und den umliegenden Städten, auch die Bauern von den Dörfern sich auf dem Haushamer Feld unter der uralten Linde sammeln sollten; aber die Waffen müßten wir daheim lassen.

Da kamen wir sechstausend Männer zusammen, doch alle wehrlos. Graf Herberstorff hieß sein Kriegsvolk aus dem Walde treten. Wir sahen, daß wir umzingelt waren. Auch ließ er Geschütze auffahren und gerade auf uns richten."

Der Fadinger lachte zornig und sprach:

„Das war die Gnade, die er euch versprochen hatte!"

Der Bote fuhr fort:

„Der Herberstorff ritt heran und sprach zu uns: ‚Alle Richter und Räte sollen heraustreten! Ich will mit ihnen reden!' Sie traten heraus und bildeten einen Kreis. Es waren ihrer sechsunddreißig. Sogleich waren Soldaten mit Spieß und Gewehr zur Stelle und umringten sie."

„Der Lügenhund!" murrte der Fadinger wiederum. „Und was tat er mit den redlichen Männern?"

„Er ritt in den Kreis und sprach: ‚Ihr habt alle den Tod verdient, weil ihr den Aufstand nicht verhindertet. Ich versprach euch meine Gnade. Gut, ihr sollt nicht alle sterben, sondern nur die Hälfte von euch. Auch sollen diese nicht lebendig gerädert oder gespießt, sondern nur gehenkt werden.'"

Als Stefan Fadinger das hörte, war er so zornig, daß ihm das Blut in den Kopf schoß. Er rief:

„Das ist ein rascher Tod! Aber die wackeren Männer wurden unschuldig und dazu schimpflich gerichtet! Erzähl weiter!"

Der Bote: „Graf Herberstorff ließ einen Mantel ausbreiten und Würfel herbeibringen. Immer zwei der Richter und Räte mußten um ihr Leben würfeln. Wer die wenigsten Augen warf, wurde sogleich mit Stricken gebunden. So standen achtzehn arme Menschen da. Alles Bitten und Flehen half nichts. Siebzehn mußten den Kopf in die Schlinge stecken. Vier Männer wurden sogleich im Angesicht des Volkes an der Linde gehenkt. Die übrigen ließ Herberstorff in die umliegenden Orte führen und zu den Luken der Kirchtürme hinaus henken."

Stefan Fadinger war aufgestanden und lief wie ein gereizter Löwe in der Stube auf und ab. Er rief in seinem Zorn:

„Dieses Würfelspiels auf dem Haushamer Feld soll man gedenken, solange Menschen auf der Erde sind; Gott will es nicht, daß das deutsche Volk Österreichs also geschunden werde. Er will, daß es frei und stolz vor seinem Angesicht lebe. Geh hin auf alle Bauernhöfe und in die Häuser der Bürger! Sie sollen ihre Waffen bereit halten. Ich werde sie rufen, wenn es an der Zeit ist. Dann wollen wir das Joch der Knechtschaft abschütteln."

Stefan Fadinger hieß die Bauern auf ihre Fahnen schreiben:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Gut,
So soll's auch gelten Leib und Blut.
O Herr, verleih uns Heldenmut!
Es muß sein!"

Die Bauern von Oberösterreich sammelten sich und brachen los zum Kampf um ihre Freiheit. Stefan Fadinger war ihr Führer.

Die Seeschlacht von Reimerswaal

An einem schönen Herbsttag fuhr ich auf einem Dampfer in den Niederlanden von Holland nach Vlandern. Die Sonne schien. Es war so warm, daß ich auf Deck sitzen konnte. Meine Blicke schweiften weit über Land und Wasser. Wir fuhren auf dem Scheldestrom. Er war so breit, daß man glaubte, auf dem Meer zu fahren. Das Gewässer teilte sich in viele Arme. Alle legten sie sich um Inseln, die von hohen Deichen eingefaßt waren. Dahinter sah man nur die Kirchtürme und die Spitzen der Bäume.

Da gerade Ebbe war, entdeckte ich viele Sandbänke. Ihre hellen Flächen schimmerten aus dem dunkeln Wasser. Der Dampfer fuhr in großem Bogen um sie herum. Auf einer Sandbank ragten die Ruinen eines Turmes und sonst noch Gemäuer empor. Ich dachte: Wer hat dort einmal mitten im Wasser Häuser und einen Turm gebaut?

An Bord war ein holländischer Lotse. Er hatte eben nichts zu tun, weil der Kapitän am Steuer stand.

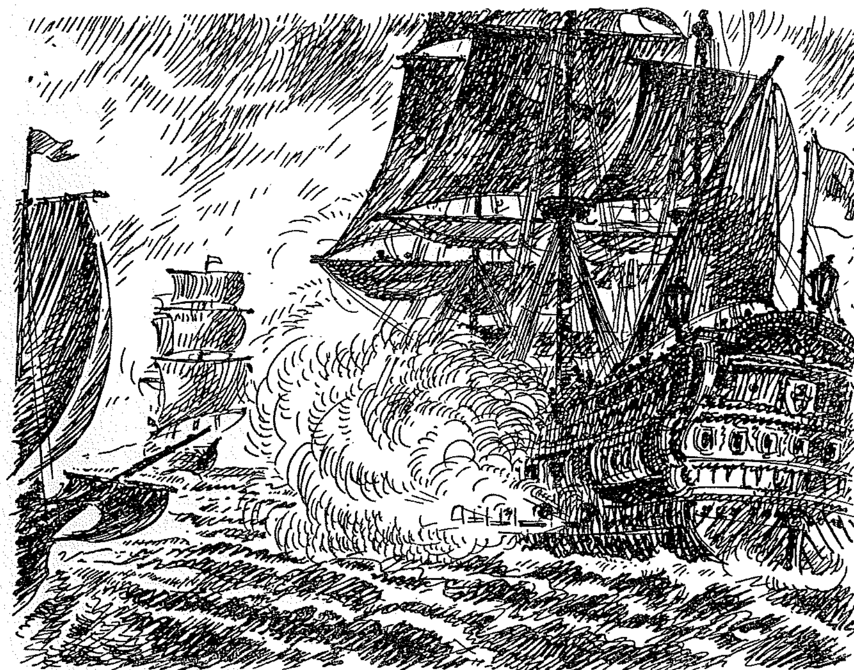
„Das ist die Spielmannsbank," erklärte er. „Darauf sieht man die Ruinen des Dorfes Reimerswaal. Der Turm der Kirche ist noch deutlich zu erkennen. Da haben einmal Glocken geläutet."

Ich konnte ihn gut verstehen; denn die Holländer sind ebenso wie die Vlamen Niederländer und sprechen eine niederdeutsche Sprache.

„Wer baut ein Dorf mitten in das Wasser?" fragte ich.

Der Lotse antwortete:

„In alten Zeiten war dort kein Wasser, sondern eine blühende Insel. Viele hundert Menschen freuten sich darauf ihres Lebens. In einer Winternacht kam die Sturmflut. Der Sturm trieb haushohe Wellen vom Meere her. Sie waren höher als die Deiche und schlugen diese entzwei. Da ergoß das Wasser sich über die Insel. Die Gewalt der Wellen war so groß, daß die Häuser fortgerissen wurden. Alle Menschen in Reimerswaal mußten ertrinken. Viele Dörfer sind damals untergegangen, viele tausend Menschen fanden den Tod in den Fluten."



Ich sagte zu dem Lotsen:

„Ihre Heimat hat schwere Zeiten erlebt."

Er erwiderte stolz:

„Aber wir haben auch ihre Freiheit erkämpft! Sie wissen, daß einst die Spanier uns unterdrückten."

Ich kannte die Geschichte von Holland und Vlandern. Die Spanier waren einst Herren in Niederland. Sie hatten in alle Städte und auf alle Inseln Soldaten gelegt. Wer ihren Befehlen nicht gehorchte und nicht den Glauben des spanischen Königs annahm, der wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vielen Niederländern schlug man den Kopf ab. Auch Frauen verbrannte man um ihres Glaubens willen, und viele ersäufte man im Wasser. Ich sagte:

„Wilhelmus von Nassauen war der Führer im Freiheitskampf der Niederländer. Er ist der Held dieses Landes."

Die Augen des Lotsen leuchteten. Er zeigte noch einmal auf die Spielmannsbank und rief:

„Dort hat er die spanische Flotte besiegt! Er und die Geusen! Sie waren alle tapfere Männer!"

Der Lotse wies nochmals über das Wasser:

„Sie sehen dort in der Ferne die Türme der Stadt Bergen op Soom! Im Hafen lag die spanische Flotte. Es war im Monat Hartung. Der Sturm heulte auf dem Wasser. Wilhelmus von Nassauen ließ sich in seiner Galei bis vor Bergen op Soom rudern. Er wollte die Stärke der Spanier erkunden. Sie richteten ihre Kanonen auf das Schiff. Die großen Kugeln spritzten vor und hinter dem Bug in das Wasser. Er fürchtete sich aber nicht, sondern erspähte alles ganz genau. Die mächtigen Wellen warfen die Galei hoch und nieder; er hatte auch davor keine Furcht. Als er alles gesehen hatte, ließ er sich zurückrudern.

Wilhelmus von Nassauen kam zur Flotte der Geusen. Er versammelte die Offiziere um sich und rief sie auf, noch einmal gegen die Spanier zu kämpfen. Die Geusen waren Niederländer, die auf ihren schnellen Schiffen schon oft für die Freiheit der Heimat gestritten hatten. Ihre Antwort dröhnte dem Wilhelmus in das Ohr:

‚Bis auf den letzten Tropfen Blut!'

Wilhelmus fuhr von Schiff zu Schiff. Überall sangen die Männer:

‚Vor allen groß Gefahren
Und den Verfolgern mein
Wollst mich, o Gott, bewahren
In diesem trüben Schein!'"

Der Lotse erzählte weiter:

„Inzwischen war die spanische Flotte ausgefahren. Das waren Schiffe mit hohen Borden und viel höheren Masten. Zahlreiche Segel blähten sich im Wind. Um die Schiffe rauschte es, als sie durch das Wasser fuhren. Die Mündungen vieler Kanonen drohten aus den Luken und von den Borden. Die Geusen waren arm; sie hatten nur kleine Schiffe und kleine Kanonen. Sie waren wie Dackel gegen Doggen. Aber auch die Dackel können beißen. Das wollten die Schiffe der Geusen zeigen; sie segelten den Spaniern entgegen.

Die beiden Flotten begegneten sich an der Spielmannsbank, gerade unter den Ruinen von Reimerswaal. Die Spanier grüßten mit einer furchtbaren Salve. Feuer blitzte von allen Kanonen auf, die Schiffe waren in Rauch gehüllt, die schweren Kugeln schlugen in die Schiffe der Geusen. Viele Niederländer wälzten sich in ihrem Blut. Aber die Überlebenden wußten, wie

man den Sieg erficht. Ihre Schiffe segelten gerade auf die Spanier los. Ehe diese eine zweite Salve lösen konnten, krachte schon Bord gegen Bord. Ein wildes Geschrei hallte zu den Spaniern hinauf. Die Geusen schlugen ihre Enterhaken in das Holz der spanischen Schiffe. Diese kamen nicht mehr los. Auch waren die großen Kanonen jetzt nicht zu gebrauchen. Ihre Kugeln wären über die niedrigen Geusenschiffe hinweggeflogen. Die Niederländer riefen:

‚Es leben die Geusen! Es leben die Geusen!'

Sie kletterten mit Beilen und Schwertern, mit Pistolen und Dolchen zu den hohen Borden der Feinde hinauf. Mancher trug den Dolch zwischen den Zähnen, weil er so besser klettern konnte. Auf den spanischen Schiffen begann der Kampf Mann gegen Mann.

Der Sturm heulte, die Wolken fegten heran; sie hingen so niedrig, daß sie die Masten berührten. Die Regenschauer prasselten nieder. Das kümmerte die Geusen nicht. Sie liebten ihr Land, sie liebten ihr Volk, sie stritten für die Freiheit! Die Spanier mußten vor ihnen weichen. Ihr General sprang von Bord und schwamm durch das eisige Wasser an Land; er konnte sich nicht anders retten.

Furchtbar erklang hinter ihm der Racheruf der Freiheitskämpfer:

‚Es leben die Geusen! Es leben die Geusen!'

Nun wendeten die letzten spanischen Schiffe und flohen in den Hafen von Bergen op Soom zurück. Die Geusen hatten gesiegt.

Nach der Schlacht sammelten sie sich auf ihren Schiffen. Sie jubelten über den Sieg von Reimerswaal. Ihren Führer zu ehren, sangen sie:

‚Wilhelmus von Nassauen
bin ich, aus deutschem Blut;
dem Vaterland getreue
bleib ich bis in den Tod.'"

Dankbar drückte ich dem Lotsen die Hand: „Wir im Reich werden die Niederländer nicht vergessen. Auch wir sind stolz auf den Helden eures Landes."

Die Mutter eines Helden

Juliana von Stolberg hatte den Grafen von Nassau geheiratet und wurde von allen Leuten im Lande hoch geehrt; denn sie sorgte für die Armen und Bedrückten. Wenn einer krank war, half sie ihm. Sie hatte sieb=

zehn Kinder und war allen eine gute Mutter. Als ihre Söhne und Töchter heranwuchsen, gingen die meisten in die Fremde. Sie schrieb allen Briefe und ermahnte sie, daß sie fromm und tapfer blieben.

Ihre Söhne gingen in die Niederlande und kämpften gegen die Spanier. Da hatte die Gräfin Juliana viele Sorgen. Aber sie verzagte nicht.

Einmal befand sich die Gräfin auf dem Schloß in Siegen. Der Sommerwind rauschte in den Kronen der Bäume. Die Linden und die weißen Lilien dufteten. Die Fenster standen weit offen; der Duft der vieltausend Blüten drang in das Gemach.

Die Gräfin Juliana blickte aus dem Fenster. Die Stadt lag tief unter ihr. Sie sah ein Getümmel in den Straßen und wunderte sich, warum die Leute zusammenliefen. Sie rief einem Diener zu:

„Was ist in Siegen geschehen? Ich sehe viel Volk, das seine Arbeit verlassen hat und die Straße heraufkommt."

Der Diener berichtete:

„Prinz Wilhelm kommt mit der Prinzessin und den Kindern aus den Niederlanden."

Prinz Wilhelm, das war der Held Wilhelmus von Nassauen, ihr lieber Sohn. Sie ging eilend die Treppe hinunter und über den Burghof. Unter dem Tor blieb sie stehen. Prinz Wilhelm ritt schon die Straße zur Burg herauf. Als er seine Mutter sah, sprang er vom Pferde. Er eilte zu ihr und umarmte und küßte sie. Frau Juliana begrüßte auch die Prinzessin und die kleinen Enkel. Sie sagte zu den Kindern:

„Ich weiß es schon, daß ihr arme Flüchtlinge seid. Ihr sollt bei der Großmutter eine Zuflucht finden. Ich werde euch Trank und Speise geben. Es soll euch auch nicht an Kleidern fehlen."

Da verloren die Kinder alle Scheu und schmiegten sich an die Großmutter. Sie gingen alle in das Schloß.

Die Gräfin führte ihren Sohn, den Prinzen, eine Treppe hinauf und öffnete die Tür zu ihrem Gemach. Der Prinz trat ein und setzte sich zu der Mutter. Sie fragte ihn:

„Du hattest in den Niederlanden reiche Schlösser und große Wälder, in denen du den Hirsch jagtest. Viele Diener gehorchten dir. Warum hast du das Land verlassen?"

„Die Spanier raubten den Niederlanden ihre Freiheit. Sie unterdrückten das Volk und mordeten viele Tausende. Ich leistete ihnen Widerstand. Aber

meine Macht reichte nicht hin. Die Landesfeinde wollten auch mich töten. Darum mußte ich mit Frau und Kindern fliehen. Nun ist alles verloren."

Die Augen der Mutter waren auf ihn gerichtet. Ihre Stimme tröstete ihn wie Glockenklang den im Walde Verirrten.

„Unsere Väter hatten ein gutes Wort: Hilf dir selber, so hilft dir unser Herre Gott! Denk daran und verzage nicht, so wird dir der Sieg nicht fehlen."

Nicht weit von der Stadt Siegen dehnt sich mitten zwischen den Bergen die Ginsburger Heide. Wilhelmus von Nassauen rief das Volk auf, mit ihm wider die Spanier zu ziehen. Da eilten die Männer und die Jünglinge aus dem Siegerland und der Grafschaft Nassau herbei. Sie sammelten sich auf der Ginsburger Heide. Des Nachts lagen sie in Zelten, am Tage übten sie sich in den Waffen. Wilhelms Brüder Johann, Ludwig, Adolf und Heinrich halfen ihm, die Männer im Reiten und Fechten zu schulen. Auch sie wollten abermals gegen die Spanier streiten.

Der Gräfin Juliana war manchmal das Herz schwer, weil fünf Söhne in den Krieg ziehen wollten. Dann betete sie zu Gott. Als das Heer sich zum Aufbruch anschickte, fuhr sie in einem Wagen zur Ginsburger Heide. Mancher Krieger dachte:

„Was will die Frau in dem weißen Haar mitten unter den streitbaren Männern?"

Sie aber erhob sich in dem Wagen und rief den Kämpfern zu:

„Steht tapfer und aufrecht im Kampf für die gerechte Sache! Unser Leben ist nichts, der Sieg für die Freiheit ist alles."

Das ganze Heer wurde durch diese Worte ermutigt und zog entschlossen aus zu Sieg oder Untergang.

Eine Heldin aus dem Volke

„Habt ihr von der Stadt Haarlem gehört?"

„Das ist die Stadt der Blumen!" rief Hedwig. „Alle Felder sind dort große Blumenbeete."

Auch Gunhild wußte etwas:

„Man kann dort Tulpenzwiebeln in vielen Sorten kaufen."

Ich erzählte den Kindern von der Stadt Haarlem und was sich dort zugetragen hat.

„Das war, als die Spanier gleich Zwingherren im Lande hausten. Die Holländer kämpften um ihre Freiheit. Der Feldherr der Spanier war Herzog Alba. Er war ein finsterer Mann, der die Menschen nicht liebte. Er schickte seinen Sohn mit einem Heer aus und befahl ihm, alle Häuser der stolzen Städte auszubrennen und nicht eine Seele am Leben zu lassen. Der Sohn Albas ließ in Naarden mehr als viertausend Männer, Frauen und Kinder morden. Es blieb niemand übrig, der um sie weinen konnte.

Darauf marschierten die Spanier vor die Stadt Haarlem und wollten sie einnehmen. In der Stadt gebot der Hauptmann Ripperda. Er versammelte die Bürger und sprach zu ihnen:

‚Von den Spaniern haben wir keine Gnade zu erwarten. Wollt ihr darum euer Leben einsetzen und auf den Wällen der Stadt gegen die Feinde streiten?‘

Entschlossen stimmten die Bürger zu und schwuren ihm Treue und Gehorsam. Hauptmann Ripperda teilte sie ein und führte sie auf die Wälle. Albas Sohn hatte aber dreißigtausend Mann vor die Stadt geführt und stürmte immer von neuem, Tag und Nacht.

In Haarlem lebte eine Witwe, sie hieß Kenau Hasselar und hatte erwachsene Söhne und Töchter. Ihr Herz war mutig, die Menschen in der Stadt achteten sie darum. Sie trat zu den Frauen und sprach:

‚Ihr seht, daß der Männer nicht genug sind, um die Feinde abzuwehren. Die Spanier sind grausame Wölfe. Wenn sie in die Stadt dringen, werden sie selbst die unschuldigen Kindlein zerreißen. Muß eine Mutter nicht ihre Kinder schützen?‘

Die Frauen riefen: ‚Gewiß, Kenau, wir wollen unsere Kinder schützen!‘

Die Witwe Hasselar sprach weiter:

‚Wilhelmus von Nassauen hat Waffen in die Stadt geschickt. So legt einen Harnisch an und greift zu Spieß und Büchse und kämpft neben den Männern auf den Wällen! Ihr könnt eure Kinder nicht anders retten.‘

Die Frauen antworteten:

‚Wir wollen es tun; aber Kenau soll uns anführen.‘

Als Kenau Hasselar das hörte, ging sie zum Hauptmann Ripperda und sagte zu ihm:

‚Dreihundert Frauen in der Stadt wollen den Harnisch tragen; sie wollen auch Spieß und Büchse nehmen und auf den Wällen der Stadt streiten. Sie verlangen, daß ich sie anführe.‘

Ripperda antwortete:

‚Führe sie und hilf mir, daß die spanischen Wölfe nicht hereinkommen!‘

Kenau Hasselar führte eine Kampfschar von dreihundert Frauen auf den Wall. Sie schossen aus den Büchsen und stachen mit den Spießen nach den Spaniern. Sie trugen Steine herbei und zertrümmerten damit spanische Schädel.

Die Männer und die Frauen von Haarlem wehrten sich einen Winter und einen Sommer hindurch. Aber die Spanier ließen nicht von der Stadt. Zuletzt kam der Hunger über die Wälle herein. Die Menschen kochten Leder und kratzten das Gras zwischen den Steinen hervor, um es zu verzehren. Auch kroch die Pest herein und würgte viele.

Der Sohn Albas versuchte die Bürger von Haarlem mit listiger Rede zu locken. Er sandte einen Boten und ließ ihnen sagen:

‚Ihr habt euch tapfer gezeigt. Wenn ihr die Stadt übergebt, sollt ihr Gnade erhalten, und ich will niemand strafen.‘

Kenau Hasselar warnte die Bürger und sprach:

‚Glaubt dem Lügner kein Wort! Denkt an das Blutbad von Naarden! Wenn er in die Stadt gekommen ist, so wird er euch und eure Kinder morden.‘

Aber die Bürger waren vom Hunger geschwächt und glaubten den falschen Lockungen, die Albas Sohn ihnen sagen ließ. Sie übergaben ihm ihre Stadt.

Kenau rief ihre Söhne und Töchter und sprach zu ihnen:

‚Die Bürger werden ihre Waffen abliefern. Dann werden die Spanier sie hinschlachten wie die Kälber auf der Schlachtbank. Wir wollen uns aufmachen und fliehen.‘

Ihre Kinder fragten sie:

‚Mutter, wohin willst du uns führen?‘

Sie antwortete:

‚Zu Wilhelmus von Nassauen und niemand sonst! Er wird nicht müde werden, gegen die Feinde unseres Volkes zu kämpfen.‘

Sie machten ein Boot bereit und fuhren in der Nacht heimlich davon.

Die Bürger von Haarlem öffneten die Tore. Albas Sohn führte seine Soldaten in die Stadt. Er hielt sein Versprechen nicht, sondern ließ wiederum viertausend Menschen töten.“



Fürstenblut für Ochsenblut

Die Gräfin Katharina von Schwarzburg saß auf ihrem Schloß zu Rudolstadt an der Saale. Sie war Witwe und mußte darum selber Land und Volk betreuen. Das machte ihr viele schwere Sorgen; denn es war Krieg. Doktor Luther war gestorben; nun wollte Kaiser Karl der Fünfte den Deutschen ihre Freiheit rauben. Er brachte seine spanischen Truppen in unsere deutsche Heimat. Herzog Alba führte sie an. Mit seinen finsteren Augen und mit seinem langen, schwarzen Bart war er furchtbar anzuschauen. Auch sein Herz war finster, und er haßte die Deutschen wie der leibhaftige Teufel.

Die Gräfin Katharina erfuhr, daß Herzog Alba mit seinen Truppen schon in Thüringen angekommen sei und die Saale heraufziehe. Sie rief ihren vertrauten Diener und fragte:

„Wie erwehren wir uns des Raubgesindels?"

„Herrin, unser sind zu wenige, als daß wir siegen könnten."

Die Gräfin: „So werden die Spanier die Dörfer ausbrennen, die Menschen mißhandeln und das Vieh wegtreiben."

Der Diener: „Ich will zum Herzog Alba reiten und ihn bitten: Herr, verschont unser Land! Wir wollen euern Truppen Fleisch, Brot und Bier in Fülle geben."

Der Diener sattelte sein Pferd und ritt dem Herzog Alba entgegen. Dieser hörte ihn an und stimmte zu:

„Es soll mir recht sein. Bringt alles, was wir fordern, an die Saale=brücke bei Rudolstadt! Denn dort wollen wir über den Fluß setzen."

Er stellte für das Land Schwarzburg einen Schutzbrief aus. Der Diener war froh, daß dem Lande nichts Arges geschehen solle. Er kehrte zu seiner Herrin zurück und überreichte ihr den Schutzbrief. Die Gräfin las ihn und erschrak:

„O weh! Die Brücke führt in unsere Stadt hinein. Wenn das wilde Volk sich hier sammelt und warten muß, dann wird es in die Häuser der Bürger fallen, die Menschen mißhandeln und all ihr Gut rauben!"

Sie befahl: „Die Bürger sollen die Brücke abreißen und unterhalb der Stadt eine neue bauen. Dann wird das Kriegsvolk nicht hereinkommen. Doch mögen sie sich beeilen! Herzog Alba pflegt schnell zu marschieren."

Die Bürger von Rudolstadt rissen die Brücke ab und bauten geschwind eine neue weit von ihrer Stadt, damit die Spanier das Nest nicht fänden. Auch führten sie Fleisch, Brot und Bier heran, soviel Herzog Alba befohlen hatte.



Die spanischen Truppen näherten sich der Stadt. Der Herzog sagte sich mit seinen Offizieren auf dem Schlosse zu einem Morgenbrot an. Die Gräfin durfte es ihm nicht abschlagen. Sie bestellte dem Boten, man werde geben, was das Haus vermöge.

Herzog Alba kam, und mit ihm seine Offiziere. Die Gräfin Katharina trug ihr schönstes Kleid; es war mit den feinsten brabantischen Spitzen besetzt. Auch hatte sie ihren Schmuck von Silber, Gold und Perlen angelegt.

Die ungebetenen Gäste setzten sich zu Tisch. Die Edelknaben trugen Fisch, Braten und erlesene Früchte auf. Auch füllten sie die Gläser mit funkelndem Wein. Der Herzog verneigte sich vor der Gräfin und sprach:

„Ich muß die thüringischen Damen loben. Sie führen eine gute Küche und halten auf die Ehre des Gastrechtes."

Ein Eilbote rief die Gräfin aus dem Saal. Er meldete, die Spanier seien in die Dörfer gefallen; sie raubten und plünderten und trieben den Bauern das Vieh weg; wer sich widersetze, dem geschehe rohe Gewalttat.

Die Gräfin Katharina befahl, daß die Männer sich in aller Stille bewaffneten. Sie sollten auf ihren Wink harren. Dann ließ sie sich den Schutzbrief reichen und kehrte in den Saal zurück. Sie blieb vor dem Tisch stehen und wandte sich zum Herzog Alba:

„Ihr habt mir Brief und Siegel gegeben, daß Eure Soldaten mein Land verschonen sollten. Ich habe aber Nachricht erhalten, daß sie in den Dörfern plündern und den Bauern das Vieh wegtreiben. Was sagt Ihr dazu?"

Der Herzog ließ sich ungern stören. Er blickte die Gräfin finster und schweigend an. Einer der Herren lachte laut und rief:

„Das ist Kriegsbrauch. Bei einem Durchmarsch der Soldaten ereignen sich dergleichen Unfälle!"

Aus den Augen der Gräfin blitzte der Zorn. Sie herrschte den Spanier an:

„Das wollen wir sehen! Meine Bauern erhalten ihr Gut zurück, oder, bei Gott: Fürstenblut für Ochsenblut!"

Nach diesen Worten öffnete sie die Tür. Mit gezückten Schwertern und Spießen drangen die Bewaffneten herein. Auf den Wink der Gräfin traten sie hinter die Stühle der spanischen Offiziere.

Herzog Alba erblaßte. Die Herren waren aufgesprungen und standen stumm und betreten da. Sie erkannten, daß jeder Widerstand nutzlos war.

Die Gräfin Katharina forderte:

„Herzog, auf der Stelle gebt Befehl, daß den Bauern ihr Vieh in den Stall gestellt werde, und daß Eure Armee in aller Eile mein Land verlasse! So werdet Ihr Euer Leben retten, nicht anders!"

Herzog Alba ließ sich einen Bogen reichen, schrieb den Befehl und sandte einen Boten zur Armee.

So rettete die Gräfin Katharina ihr Land. Die Spanier nahmen höflichen Abschied und kehrten niemals wieder.

Der Junker auf der Wartburg

Wie schön ist es doch, in der deutschen Heimat zu wandern! Im Rucksack trägt man alles, was man braucht. Man sieht Flüsse und Berge, die Wolken segeln über sie hin. Sie ziehen auch über die Burgen weg, die auf vielen deutschen Bergen ragen.

Erwin und Gisela hatten den Vater jeden Tag gefragt:

„Werden wir auf der großen Wanderfahrt auch Burgen sehen?"

„Gewiß werdet ihr Burgen sehen," hatte der Vater geantwortet. „Ihr sollt sogar die berühmteste von allen Burgen sehen; das ist die Wartburg."

Gisela fragte: „Warum ist die Wartburg so berühmt?"

Erwin rief: „Das weißt du nicht? Dort hat Doktor Luther die Bibel in die deutsche Sprache übersetzt!"

„In der die Geschichten von Gott Vater und dem Herrn Christus stehen?" fragte die kleine Gisela wieder.

Der Vater: „Du hast ganz recht. Wenn du auf die Wartburg kommst, sollst du auch die Stube sehen, in der Doktor Martin Luther gewohnt und gearbeitet hat."

Die Mutter blieb mit den kleinsten Geschwistern daheim. Der Vater wanderte mit Erwin und Gisela durch viele schöne Wälder. Das Wasser der Bäche sprang von Stein zu Stein. Die Kinder freuten sich, weil der Bach so lustig war. Auf einmal rief Gisela laut:

„Vater, schau nach dem Berg vor uns! Auf seinem Gipfel steht eine Burg!"

„Sie hat auch zwei Türme!" setzte Erwin hinzu.

Der Vater blieb stehen:

„Das ist die Wartburg. Seht, wie schön sie ist!"

Es kostete manchen Tropfen Schweiß, bis sie oben waren. Sie gingen durch das dunkle Tor der Burg und standen auf dem Hof. Sie sahen viele Gebäude mit Zinnen und Erkern. Erwin fragte:

„Wo hat Doktor Luther gewohnt?"

Der Vater zeigte ihnen ein Fenster und sagte:

„Dort hat der fromme Mann die deutsche Bibel geschrieben."

Dann ging der Vater mit den Kindern hinauf. Sie traten in den Raum und sahen den Tisch, den Stuhl, die Bilder der Eltern und den Tintenfleck an der Wand. Als sie wieder draußen waren, sagte Erwin:

„Das ist eine gewaltige Burg, sie hat gewiß allen Feinden standgehalten."

„Darum fand Luther hier Schutz," erwiderte der Vater, „er hatte mächtige Feinde, die ihn töten wollten."

Als sie den Burgpfad hinabstiegen, mußte der Vater erzählen: Luthers größter Feind war Kaiser Karl der Fünfte. Dessen Mutter war eine Spanierin, und er war spanisch erzogen worden. Darum liebte er die Deutschen nicht. Aber Luther liebte sie.

Kaiser Karl haßte Luther und hatte Acht und Bann gegen ihn ausgesprochen. Jeder durfte den Doktor töten, der nur wollte. Luthers Landesherr



war Kurfürst Friedrich von Sachsen und Thüringen. Er wollte den Verfolgten schützen und hatte sich einen klugen Plan erdacht.

Luther war auf der Reise nicht weit von der Wartburg. Er fuhr auf einem Wagen; zwei Freunde waren mit ihm. Sie kamen in den dunkeln Wald. Es war Abend. Die Sterne leuchteten durch die Bäume.

Ein Reiter kam aus dem Wald. Er hatte einen Panzer von Eisen und trug eine Lanze mit einem Fähnlein daran. Er brachte sein Pferd quer vor den Wagen und rief drohend:

„Wir suchen den Doktor Luther!"

Gleich waren noch zehn Reiter da, alle mit Schwert und Lanze. Luthers Freunde dachten, die Reiter wollten sie alle erschlagen. Sie flehten:

„Erbarmt euch und laßt uns unser Leben!"

Martin Luther aber sprach furchtlos:

„Ich bin es, den ihr sucht."

Die Fremden setzten ihn auf ein Pferd und ritten mit ihm davon. Sie führten ihn durch das dunkle Tor, durch das ihr heute geschritten seid, in die Burg des Kurfürsten. Damit ihn niemand erkenne, ließ er sich den Bart wachsen und legte Gewand und Waffen eines Junkers an.

Erwin fragte:

„Und was machten Doktor Luthers Freunde?"

Der Vater: „Sie fuhren in das nächste Dorf und erzählten: ‚Die fremden Reiter haben den Doktor Luther gefangen und gewiß getötet.' Er war aber auf der Wartburg in Sicherheit und hatte nun Zeit, das Neue Testament zu übersetzen. Kaiser Karl wußte nicht, wo Luther geblieben war. Darum konnte er ihm fürs erste nicht mehr schaden."

Der Harte Seevogel und der Heilige Hannes

Die Bürger von Danzig waren in alten Zeiten kühn und mächtig. Sie bauten viele Segler, fuhren über das Meer und trieben Handel mit den Völkern der Erde. Ihre Güter brachten sie nach Schweden, Dänemark, Holland, Vlandern und England; sie verbreiteten überall den Ruhm des deutschen Kaufmannes und der deutschen Arbeit.

Der König von England sah voller Mißgunst, daß die Bürger von Danzig in seinem Lande reich wurden. Er rief:

„Wir nehmen den Danzigern die Schiffe, dann werden sie künftig zu Hause bleiben."

Darum erklärte er ihnen den Krieg und rüstete vierzehn Kriegskoggen aus, um den Danzigern allen Schaden zu tun.

Die größte englische Kogge war der „Heilige Hannes". Die Schiffsleute aller Länder fürchteten diese Kogge, denn sie brauste gewaltig über das Wasser und trug viele und starke Geschütze.

Paul Beneke lag mit einer Danziger Kogge im holländischen Hafen Zween. Der „Heilige Hannes" legte sich mit vier anderen Kriegsschiffen vor die Küste und ließ die Danziger nicht heraus. Doch Paul Beneke, ihr Führer, war nicht nur ein kühner Mann, er verstand sich auch auf Kriegslisten.

Um Mitternacht kam ein Fischerboot unter den „Heiligen Hannes". Darin saßen zwei Männer. Sie riefen zur Wache hinauf, daß sie sich in Nacht und Nebel verirrt hätten. Sie seien halb erfroren und litten Hunger.

Die Wache gab ihnen Brot, Wasser und Holz. Die beiden Männer bauten in ihrem Boot einen Herd von Backsteinen und entzündeten darauf ein Feuer. Die englische Wache glaubte, daß sie sich Essen kochten, und achtete nicht weiter darauf.

Im Boot aber war Paul Beneke mit einem Freund. Sie kochten im Topf keine Suppe, sie siedeten Blei. Als sie merkten, daß niemand mehr auf sie achtgab, ruderten sie zum Heck des Schiffes und gossen das flüssige Blei in die Fingerlinge. Das sind die Spalten, in denen sich das Steuerruder bewegt. Sie lachten und flüsterten leise miteinander:

„Der ‚Heilige Hannes' wird an unserer Suppe zu kauen haben."

Es gehören auch gute Zähne dazu, um Blei zu kauen, wenn es erstarrt ist.

Als der Tag anbrach, lag dichter Nebel auf dem Wasser. Paul Beneke fuhr mit seiner Kogge aus dem Hafen. Er steuerte ganz heimlich das erste englische Schiff an. Ehe dessen Besatzung es sich versah, hagelte es Kugeln über sie. Die Masten splitterten, die Geschütze wurden zugedeckt, der Engländer war verloren.

Die anderen englischen Koggen setzten rasch die Segel, der „Heilige Hannes" kappte die Ankertaue. Er wollte wenden und dem Gefährten zu Hilfe kommen. Da merkte er, daß das Steuer nicht gehorchte. Paul Beneke segelte heran und rief:

„Euer Steuer steckt in meiner Suppe, ergebt euch!"

Der „Heilige Hannes" war hilflos und mußte die Flagge streichen. Als die anderen englischen Koggen das sahen, wendeten sie und flohen.

Der König von England verlor den Krieg. Paul Beneke wurde unter den Seefahrern aller Länder hochberühmt. Sie nannten ihn nur den „Harten Seevogel" und erzählten noch lange von seiner Tapferkeit und List und von dem Mißgeschick des „Heiligen Hannes". Die Hansestadt Danzig war auf ihren Seehelden stolz und empfing ihn mit großen Ehren.

Der Meister von Mainz

Bald 500 Jahre ist es her. In einem Stüblein der Stadt Mainz am Rhein saß Johann Gutenberg. Er war von Adel, aber so arm, daß es ihm eben noch zum Leben reichte. Peter Schöffer war bei ihm, ein Jüngling, dem die Klugheit aus den Augen leuchtete. Peter blätterte in einer Bibel, die auf dem Tische lag, und sagte:

„Alles mit der Hand geschrieben! Da hat einer viele Jahre schreiben müssen, bis er an der letzten Zeile war."

„Ja, die Mönche in den Klöstern hatten eine mühselige Arbeit. Jeden Tag saßen sie vor dem Tisch und schrieben sich Rücken und Finger krumm.

Darum legte man die Heilige Schrift an eine Kette. Niemand sollte sie wegtragen, so wertvoll war das Buch. Fürsten und Ritter lernten nicht Bücher lesen, der Bauer und der Handwerker schon gar nicht."

„Ei, sie besaßen keine Bücher!" rief Peter Schöffer. „Denn ein Buch war so teuer wie ein ganzes Haus."

Johann Gutenberg blickte den Jüngling forschend an und sprach leise:

„Wenn man das ändern könnte! Um einen Gulden sollte einer ein Buch kaufen können und um ein paar Pfennige ein Büchlein. Dann sollte auch der Geselle, wenn er aus der Werkstatt kommt, ein Buch lesen; und der Bauer, sobald der Schnee auf den Feldern liegt. Sie sollten erfahren, was die Helden und Meister des Volkes gedacht, gewollt und getan haben."

Peter Schöffer nahm von dem Tische eine Holztafel. Darauf waren viele Buchstaben in Buchenholz geschnitzt. Sie ragten hoch über die Fläche. Ein Buchstabe reihte sich an den andern; sie fügten sich zu Wörtern zusammen und standen in geraden Zeilen. Viele solcher Zeilen waren auf der Tafel.

Der Jüngling sprach:

„Wenn ich diese Tafel mit Farbe schwärze, so kann ich eine ganze Seite mit einem Handgriff drucken. Das kann ich tausendmal wiederholen. Schnitze ich viele solcher Tafeln und drucke mit ihnen, so brauche ich nur die Seiten zusammenzufügen, und ich habe tausend Bücher. Da brauche ich das mühselige Schreibwerk nicht mehr. Es ist eine schöne Erfindung."

„Wie lange schnitzt du an einer Tafel?"

„Zwei Wochen!"

„Und wenn das Buch hundert Seiten hat?"

„Dann muß ich zweihundert Wochen schnitzen."

Peter Schöffer kraute sich hinter den Ohren.

„Das macht für ein dünnes Büchlein vier Jahre Arbeit. Es ist halt auch eine lange Zeit!"

Jetzt lächelte Johann Gutenberg.

„Die Buchstaben stehen auf der Tafel so fest wie Gefangene, die an eine Kette geschmiedet sind. Man müßte sie frei machen. Was würden sie dann tun?"

„Ei, sie würden vor Freude tanzen!"

Johann Gutenberg lächelte wiederum.

„Kein Mensch mag immer tanzen, die Buchstaben wohl auch nicht. Wenn sie also nun frei wären und man sie in Reihen ordnete, bald so, bald so?"

Der Jüngling sperrte Mund und Nase auf. Er begriff den Meister nicht. Der tat einen Kasten auf. Darin lagen zahllose Buchstaben, alle zierlich

in Buchenholz geschnitzt. Gutenberg suchte einzelne heraus und stellte sie zu schönen Zeilen zusammen:

M—a—i—n—z———a—m———R—h—e—i—n

dann:

D—i—e———S—t—u—n—d—e———s—ch—l—ä—g—t

Dann schüttelte er sie durcheinander, nahm noch einige Buchstaben hinzu und fügte neue Wörter zusammen:

H—e—r—e—i—n———i—n———d—i—e———S—t—u—b—e

Er belehrte den Jüngling:

„So füge ich dir aus den befreiten Buchstaben eine ganze Tafel zusammen, dann viele Tafeln. Ich spanne jede Tafel in einen Rahmen, damit die Buchstaben nicht zu unrechter Zeit die Lust zum Tanzen kriegen. Und nun drucke ich das Buch, tausendmal, zweitausendmal, soviel davon nötig sind."

„Und danach tut Ihr die Buchstaben wieder in den Kasten?"

„Ganz recht! Und dann setze ich ein neues Buch zusammen und drucke es, und wieder ein neues, und wieder ein neues, soviel ich mag! Immer aus den gleichen Buchstaben. Ich brauche nicht mehr zweihundert Wochen, um das Buch zu drucken, sondern nur noch vier Wochen oder vielleicht auch sechs."

Der Jüngling bewunderte den Geist des Mannes, der eine solche Erfindung gemacht hatte.

„Meister, Ihr seid ein Wohltäter der Menschheit!"

Der reiche Bürger Johannes Fust besuchte die Werkstatt des Johann Gutenberg. Er hatte von dessen Erfindung gehört und wollte Genaueres erfahren. Der Meister führte ihm seine beweglichen Buchstaben vor:

D—e—u—t—s—ch—l—a—n—d———i—s—t———g—r—o—ß

Ein paar Buchstaben dazu, so fügte er den Satz zusammen:

D—i—e———D—e—u—t—s—ch—e—n———
v—e—r—t—r—a—u—e—n———G—o—t—t———V—a—t—e—r

Johannes Fust staunte und meinte, es sei ein reines Hexenspiel.

„O nein," erwiderte Gutenberg. „Wenn wir mit diesen Buchstaben nur drucken, was edle Männer geschrieben haben, so ist es ein Gotteswerk."

„So gedenkt Ihr nun viele Bücher zu drucken?" fragte Fust lauernd.

„Ich sollte das Geld haben, um mir alles Gerät anzuschaffen. Dann wollte ich die Buchstaben in Metall gießen. Sie nützten sich nicht so schnell ab. Auch müßte ich Papier und Druckfarben kaufen."

Fust war ein reicher Mann. Er dachte, hier könne er noch mehr Geld verdienen. Denn es würden viele Leute Bücher kaufen wollen. Er sprach zu Meister Gutenberg:

„Ich will Euch 800 rheinische Goldgulden leihen, auch jedes Jahr noch

eine Summe dazugeben. Ihr sollt mir dafür Zinsen zahlen. Aber Ihr müßt mir Eure Werkstatt mit allem Gerät und allen Buchstaben verpfänden."

Gutenberg freute sich, daß er nun viele Bücher drucken könne, und willigte ein. Sie setzten einen Vertrag auf und unterschrieben ihn.

Johann Gutenberg sprach zu Peter Schöffer:

„Willst du mein Gehilfe sein? So wollen wir miteinander die schönsten Bücher drucken."

Der Jüngling sagte mit Freuden zu und vervollkommnete sich in der edlen Kunst des Buchdrucks. Sie druckten miteinander viele Bücher. Die Menschen lobten sie dafür, und Johann Gutenberg hatte seine Lust am Werk. Aber er verstand nicht, ein Geschäft daraus zu machen. Darum verdiente er wenig Geld und blieb arm, wie er gewesen.

Johannes Fust lud den Gehilfen Peter Schöffer in sein Haus. Dieser mußte in einem vornehmen Zimmer warten und drehte verlegen seine Mütze. Bunte Teppiche, in die viele Figuren kunstreich gewirkt waren, hingen an den Wänden. Die Möbel waren aus Eichenholz und reich geschnitzt. Silberne Gefäße standen im Glasschrank und auf dem Tisch.

Johannes Fust trat durch eine hohe Tür in das Gemach. Er hieß den Gehilfen sich setzen. Danach fragte er:

„Gelt, so möchtest du auch wohnen? Warum nicht? Ein Narr ist, wer sein Glück ausschlägt!"

Peter Schöffer antwortete:

„Ich habe mein Glück noch nicht gesehen!"

„Ich will es dir zeigen! Du hast die Kunst des Buchdrucks erlernt und bist geschickt in ihr. Wenn die Werkstatt dir gehörte und alles, was darin ist! Wenn du sie vergrößertest und noch viel mehr Buchstaben gössest! Wenn du Meister wärest und Gehilfen einstellen würdest, so viele du brauchst! Die Menschen verlangen nach Büchern. Es ist mit dem Druck ein Geschäft zu machen."

Der Gehilfe war immer noch verlegen und wehrte ab:

„Die Werkstatt gehört dem Meister Gutenberg, und ich bin arm!"

„Die Werkstatt gehört mir; denn ich gab das Geld!" rief Fust. „Und du wirst reich sein; ich will dir meine Tochter geben, daß du sie als dein ehelich Weib heimführst!"

Der Versucher stand heimlich dabei, aber Peter Schöffer sah ihn nicht. Er bemerkte nur den Reichtum in dem Gemach und dachte, daß auch er ein gutes Leben führen wolle.

Johannes Fust bot ihm die Hand dar; er schlug ein.

Der reiche Mann trat zu Meister Gutenberg in das Haus und sprach: „Gebt mir das Geld zurück, das ich Euch geliehen habe!"

Der Meister antwortete:

„Schaut Euch um! Es steckt in den Gießtiegeln, in den Druckpressen und in den Buchstaben, im Metall und im Papier, das ich zum Vorrat kaufte. Wie soll ich es herausnehmen?"

Fust lachte böse:

„Kannst du mir das Geld nicht geben, so gehört alles mir, die Werkstatt und was darinnen ist!"

Der Meister mußte sein Käpplein nehmen und in die Armut gehen, und halfen alle Bitten und kein Zorn etwas.

Peter Schöffer nahm des reichen Mannes Tochter zum Weibe und war nun Meister in der Werkstatt. Er stellte neue Gehilfen ein und wurde ein berühmter Mann; denn man kaufte seine Bücher in aller Herren Ländern. Johannes Fust steckte viel Geld ein, das in der Werkstatt verdient wurde.

Aber es kam ein Krieg. Die Stadt Mainz wurde vom Kriegsvolk erstürmt und in Asche gelegt. Auch die Buchdruckerei brannte nieder mit allem, was darin war. Die Gehilfen des Peter Schöffer zerstreuten sich in die weite Welt. Sie hatten nun die Kunst des Buchdrucks gelernt und gründeten an vielen Orten neue Werkstätten.

So kamen Johannes Fust und Peter Schöffer zuletzt doch um den erhofften Gewinn. Die Völker aber gewannen den Segen aus der Erfindung des Johann Gutenberg.

Der Meister lernte es nicht, mit seiner Kunst ein Geschäft zu machen. Er lebte bis an sein Ende als ein armer Mann. Der Erzbischof Adolf von Nassau ließ ihm Almosen reichen, auf daß der Hunger ihn nicht würge. Johann Gutenberg behielt seinen ehrlichen Namen bis auf unsere Tage; und wir preisen ihn, weil er den Ruhm des deutschen Volkes mehrte.

Meister Erwin von Steinbach

Der Münsterpfleger von Straßburg Heinrich Wehrlin ging eines Abends aus seinem Hause. Er kam am Bischofshof vorüber und sah das mächtige Haus des Münsters in die Nacht aufragen. Am klaren Himmel



stand die runde Scheibe des Mondes. Sie leuchtete auf die Erde nieder und erhellte Dach und Wände des Münsters.

Heinrich Wehrlin sah einen Mann auf dem Platz stehen. Der trug Gewand und Kappe eines Baumeisters und schaute prüfend auf das Gotteshaus. Er ging näher und erkannte Erwin von Steinbach. Er fragte ihn:

„Meister, was treibt Euch noch am späten Abend hinaus?"

Erwin antwortete:

„Ich will mein Werk in der Stille bedenken. In dieser Stunde stört mich keine Unruhe der Menschen. Wohl aber höre ich Gottes Stimme."

Heinrich Wehrlin fragte ihn weiter:

„Wollt Ihr mir sagen, was Gott zu Euch gesprochen hat?"

Meister Erwin neigte sich zu dem Münsterpfleger und sprach leise:

„Gottvater redete mit heiliger Stimme zu mir und befahl, daß ich vor diesem seinem Hause zwei Türme errichte, die von seiner Herrlichkeit künden."

Meister Erwin ließ in den Wäldern schlanke Bäume schlagen. Er baute mit ihnen Gerüste und führte die Türme hoch und immer höher. Die Steinmetzen wanden die gewaltigen Quadern hinauf und fügten sie aneinander. Sie brachten auch kunstvoll behauene Steine und setzten sie in die Mauern. Die Bildhauer meißelten die herrlichsten Standbilder und ließen sie mit den Sockeln in die Steinwände ein.

Vierzehn Jahre werkten sie alle, wie Meister Erwin es ihnen wies, und die Türme erhoben sich bereits über die höchsten Dächer der Bürgerhäuser.
Heinrich Wehrlin kam, den Bau zu beschauen, und sprach:
„Es wird wahrhaft ein Werk zu Gottes Preis und Ehre."

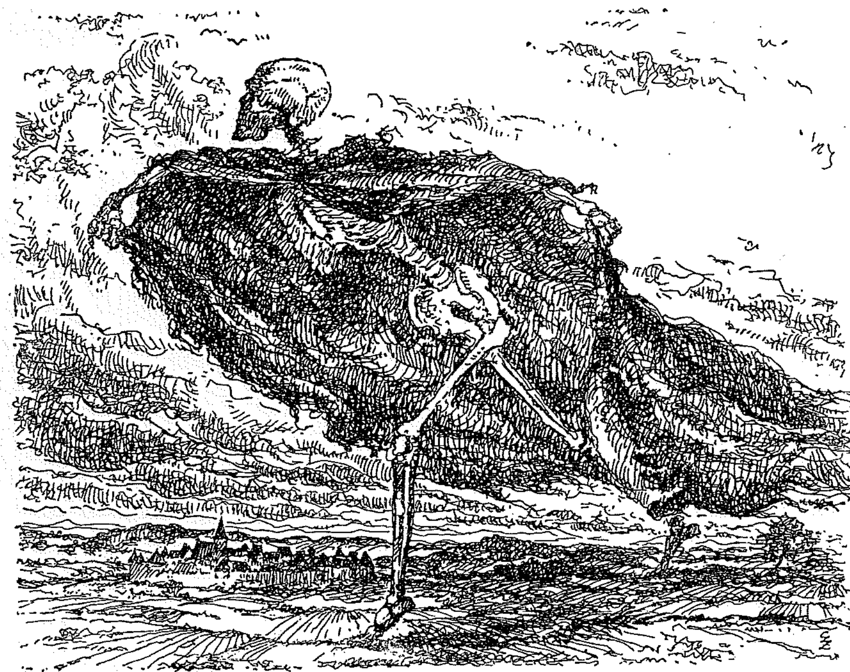
Die Menschen waren oft wenig achtsam, und es brach ein Feuer im Bischofshofe aus. Die Flammen loderten hoch in den Himmel empor. Sie ergriffen zuletzt auch das Baugerüst vor den Münstertürmen und fanden an ihm reiche Nahrung. In der Hitze sprangen viele schön geformte Steine und fielen in die Tiefe. Auch zahlreiche Standbilder wurden vernichtet. Was übrig blieb, wurde vom Rauch geschwärzt und zerblätterte.
Zuletzt fingen die Sparren des Daches Feuer. Balken und Ziegel prasselten in die Tiefe und zerschmetterten, was darunter war.
Wo Erwin von Steinbach ein Abbild von Gottes Kraft und Größe hatte errichten wollen, lag nun ein wüster Haufe von Trümmern.

Heinrich Wehrlin kam wiederum zu Erwin von Steinbach und wollte ihn trösten. Der Meister aber sprach:
„Freund, es bedarf Eures Trostes nicht. Ich müßte ein schlechter Streiter Gottes sein, wenn ich im Unglück verzagen wollte. Ich will Gottvater bitten, daß er mir noch zwanzig Jahre zu schaffen gebe. Dann will ich diesen Bau abermals errichten, schöner, als er gewesen ist. Er soll in das ganze Elsaß grüßen und jedes Herz mahnen, daß es Gottes gedenke."

Gott gab dem Meister Erwin noch zwanzig Jahre. Er baute das Straßburger Münster abermals hoch über die Stadt empor. So steht es heute noch im elsässischen Land, Gott zur Ehre und Erwin von Steinbach, dem deutschen Meister, zum Ruhm.

Ein Schirmherr im Osten

Der Schwarze Tod schritt auf seinem grausigen Marsch durch ganz Europa. Er raffte auch in Deutschland Bauern und Bürger, Frauen und Kinder hin. Zuletzt gelangte er in das alte Preußenland. In Danzig starben Tausende von Menschen, ebenso in Thorn und den anderen Städten. Es gab Dörfer, in denen nicht ein Mensch am Leben blieb. Der Schwarze



Tod drang auch in die Burgen der Ordensritter ein. Er hauchte die Männer an, und schon sanken sie sterbend auf ihr Lager.
Geißler pilgerten in langen Zügen von Stadt zu Stadt. Das waren Verzweifelte, die Bußlieder sangen und den nackten Rücken mit Geißeln peitschten. Ihr Blut troff in den Staub der Straße. Sie zogen in die Kirchen und warfen sich vor den Altären nieder. Aber es wurde nur noch ärger.
Der Deutschritter Winrich von Kniprode sprach:
„Gott will nicht, daß wir uns so in Ängsten verzehren. Der Mensch soll alle Not mit Tapferkeit bestehen. So wird Gottvater ihm helfen."
Da wählten die Ordensritter den Bruder Winrich zu ihrem Hochmeister

Sie taten gut daran. Der Schwarze Tod schleifte seinen Mantel immer noch durch das Land und fand neue Opfer. Ein Komet erschien am Himmel und erschreckte mit seinem feurigen Schweif die Menschen. Über dem Meer erhob sich ein Sturm. Er zerschlug im Hafen von Danzig sechzig Schiffe und warf siebenunddreißig Türme von den Kirchen der Stadt. Die Handwerker flohen aus ihren Werkstätten und die Krämer von den Kaufbänken. Es mangelte an Nahrung und Kleidung. Die Menschen schrien zu Gott, daß er seinen Engel sende, der ihnen helfe.

Meister Winrich fürchtete sich nicht vor dem Schwarzen Tod und nicht vor Sturm und Wetterschlag. Er ritt mit seinen Waffengefährten durch das Land, ließ Brot unter die Menge austeilen, tröstete sie und sprach:

„Wisset ihr nicht, wie unser Herr Christus im Sturm durch das Wasser fuhr? Seine Jünger ängstigten sich sehr, weil er schlief. Sie weckten ihn und klagten: ‚Herr, wir verderben!' Er aber fragte: ‚Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?' Darum vergeßt nicht: Eine Seele in Christo muß ein steter Ritter sein, bereit zum Kampf."

Im Winter fielen die Litauer mit vielem gewaffneten Volk in das Land. Sie kamen über das Eis und verbrannten die Dörfer. Sie banden die Frauen und die Kinder an Händen und Füßen und warfen sie auf Schlitten. Sie raubten auch das Vieh und trieben es hinter den Schlitten her. Dann verließen sie in aller Eile das Land.

Meister Winrich sandte seinen Marschall Henning Schindekopf hinter ihnen her, um die Gefangenen zu befreien. Die Fürsten der Litauer befahlen, die geraubten Frauen und Kinder zu erwürgen, weil sie nicht so schnell folgen konnten. Da mußten viele Hunderte sterben.

Henning Schindekopf und seine Reiter fanden die Leichen am Wege liegen. Da ergrimmten sie und spornten ihre Rosse. Sie ereilten die Litauer, griffen sie an und erschlugen viele. Die übrig blieben, flohen über das Eis. Es war aber Tauwind gekommen, und das Eis zerbrach in Schollen. Zahlreiche Litauer ertranken. Nur wenige retteten sich an das andere Ufer.

Die Litauer erbauten in ihrem Lande eine Burg, wie sie es von den Deutschen gelernt hatten, und nannten sie Kauen. Von hier unternahmen sie viele Raubzüge in das Preußenland. Meister Winrich sprach zu seinem Marschall:

„Rüste ein Heer und ziehe in das Land der Litauer! Du sollst ihre Burg zerstören, auf daß sie uns fortan keinen Schaden tun."

Henning Schindekopf tat, wie ihm befohlen war. Er sammelte ein Heer von Rittern und reisigen Knechten. Er ließ zwei Fahnen voraustragen; auf der einen sah man das Bild der Jungfrau Maria, auf der andern das Bild des Ritters Georg, der den Drachen tötet.

Das Heer mußte durch die Wildnis marschieren. Jeder Weg war mit festen Verhauen gesperrt. Dahinter lauerten die Litauer mit Bogen und Armbrüsten. Jeder Verhau mußte erstürmt werden. Die Deutschen wateten durch Sümpfe. Ungeheure Mückenschwärme schwirrten auf und stürzten sich auf die Krieger, ihr Blut zu saugen.

Es durfte niemand zurückbleiben, auch wenn er von den vielen Mückenstichen fieberte. Wer allein ging, den fielen die Wölfe an. Aufgeschreckte Herden von Wisenten und Auerochsen stürmten unter die Deutschen und zertraten manchen unter ihren Hufen. Auch die Bären schlugen viele mit ihren Pranken.

Doch der Marschall Schindekopf sprach:

„Wir müssen vorwärts; der Hochmeister hat es uns befohlen!"

Ein Teil des Heeres fuhr zu Schiff die Memel hinauf. Auch das kostete unsägliche Mühe. Denn es gab am Strom zahllose Biber. Sie hatten Tausende von Bäumen abgenagt und schwimmend in das Wasser getragen. Daraus hatten sie Dämme errichtet, die den Strom sperrten. Es war ein hartes Werk, diese Dämme hinwegzuräumen.

Die Deutschen ließen nicht locker und kamen endlich an das Ziel.

Meister Winrich folgte seinem Heer und erreichte es vor der Feste Kauen. Die Burg war mit gewaltigen Mauern umgeben. Sie waren so dick, daß ein Wagen darauf fahren konnte. Doch Meister Winrich ließ auf der Memel Tummler heranführen. Das waren Gerüste, die eichene Balken mit einem Eisenkopf gegen die Mauern stießen, bis diese zerbrachen. Er ließ auch aus den Bäumen des Waldes einen Turm erbauen, der höher als die Mauern war. Die Krieger rollten ihn auf Rädern heran und schossen von ihm Bolzen und Pfeile. Endlich warfen sie Tonnen mit brennendem Teer in die Feste. Da fing sie Feuer und sank in Trümmer.

Die Deutschen begruben ihre Toten und kehrten in die Heimat zurück. Meister Winrich von Kniprode und Marschall Henning Schindekopf ritten vor ihnen her.

Wieder in einem Winter fielen die Litauer abermals in das Preußenland ein. Mit ihnen kamen Russen und Tataren. Sie hausten nach ihrer Gewohnheit, und es war allerorten Jammergeschrei.

Meister Winrich war alt geworden. Aber er sprach zum Volk:

„Auch in dieser Not verzagen wir nicht!"

Er sandte Boten in die Städte und die Burgen. Alle, die Waffen tragen konnten, sollten zu Hauf eilen. Es sammelte sich ein großes Heer von Rittern, Bürgern und Bauern.

An einem kalten Wintermorgen brach das Heer auf. Sie trafen die Litauer auf dem Feld von Rudau. Der Kampf schwankte lange hin und her. Niemand wußte, wer Sieger bleiben würde. Da führte der Hochmeister neue Reiterscharen in das Feld. Die Erde erdröhnte unter den Hufen der Rosse. Tausend

Panzer glänzten in der Wintersonne; unter tausend Helmen blickten kampflustige Augen hervor; tausend Lanzen richteten sich wider den Feind.

Furchtbar war der Anprall. Die Litauer widerstanden den Deutschen nicht mehr lange. Sie wandten ihre Rosse zur Flucht. Der Marschall Henning Schindekopf jagte ihnen nach. Ein litauischer Pfeil traf ihn mitten in das Gesicht. Er sank aus dem Sattel und starb, wo er gestürzt war.

Winrich von Kniprode ritt über das Feld. Er hatte die Kunde vom Tode des Helden erhalten und senkte traurig das graue Haupt. Er kam an den Ort, wo man den Toten aufgebahrt hatte. Eilig sprang er vom Roß, trat vor die Leiche des Kampfgefährten und sprach:

„Du warst ein Held, und das Volk soll dich preisen. Ich will Gott bitten, daß er mir die Kraft gebe, nun allein das Land zu schützen. Einst aber wirst du mich in Gottes Licht empfangen. Dann werden wir miteinander fröhlich sein."

Schlesien bleibt deutsch

Der Mönch von Tegernsee trat vor Kaiser Friedrich Rotbart und sprach zu ihm:

„Bluten muß man können, gilt es des Volkes Ehre,
Mannheit schützt den Herd, daß ihn kein Feind versehre.
Ist Recht durch List verkauft, kauft man's zurück durch Blut,
Der unverletzten Zier des Kaisertums zugut!"

Der Kaiser erwiderte:

„Du sprichst wahr! Ich will gegen den König von Polen handeln, wie du gesagt hast."

Er wandte sich zu seinem Kanzler und befahl ihm:

„Sage dem Mönch, wem einst das Land an Oder und Weichsel gehörte!"

Der Kanzler antwortete:

„Germanen haben das Land urbar gemacht und ihre stolzen Höfe erbaut."

Der Kaiser: „Warum gehört ihnen das Land nicht mehr?"

Der Kanzler: „Der heiße Süden lockte sie, daß sie ihre Heimat verließen. Sie gingen im fremden Land zugrunde."

Der Kaiser: „Was geschah in ihrer Heimat?"

Der Kanzler: „Polen schlichen sich ein. Der Acker wurde unfruchtbar, weil sie träge waren, und sie bauten nichts als elende Hütten."

Der Mönch von Tegernsee fragte:

„Herr Kaiser, hat der König von Polen dir nicht einen Eid geschworen, daß er dir dienen wolle?"

Auf einen Wink des Kaisers antwortete der Kanzler:

„Der König von Polen erschien zu Magdeburg barfuß vor dem Kaiser. Er trug sein bloßes Schwert am Hals, warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade."

Der Kaiser rief voller Zorn:

„Ich versprach ihm meine Gnade. Aber er hielt seinen Eid nicht. Er vertrieb meine Freunde aus dem Lande. Sie müssen nun ihr Brot im Elend essen."

Der Kanzler fragte:

„Hat der Pole nicht oft dem Deutschen sein Wort gebrochen?"

Der Kaiser: „Der König von Polen soll meine Rache fühlen."

Der Mönch von Tegernsee wiederholte seine Worte:

„Ist Recht durch List verkauft, kauft man's zurück durch Blut,
Der unverletzten Zier des Kaisertums zugut."

Der König von Polen trieb seinen Bruder aus dem Lande, weil dieser ein Freund des Kaisers war. Der Bruder lebte in Deutschland im Elend und starb. Er hinterließ zwei Söhne: Mesko und Boleslaw.

Als Kaiser Rotbart hörte, daß sein Freund gestorben war, sammelte er seine Ritter und führte sie zu einem Heerzug nach dem Osten. Der König von Polen fürchtete sich sehr. Er sandte Boten zum Kaiser und ließ ihn fragen, wie er seine Verzeihung erhalten könne. Kaiser Rotbart ließ ihm sagen:

„Gib das Land Schlesien an Mesko und Boleslaw, die Söhne deines Bruders und meines Freundes! So wirst du abermals meine Gnade haben."

Der König von Polen tat, wie ihm geboten war. Er ließ allem Volk in Schlesien sagen, daß sie den Söhnen seines Bruders huldigen sollten. Da ritten Mesko und Boleslaw in das Land Schlesien. Das Volk kam herbei und warf sich vor ihnen auf die Erde. Es küßte die Satteldecken ihrer Rosse und reichte ihnen Geschenke.

Kaiser Rotbart sprach zu den Herzögen von Schlesien:

„Es erbarmt mich des armen und unwissenden Volkes. In Deutschland gibt es viele Bauern, welche den Acker zu pflügen wissen. Auch sind dort fleißige Bürger, welche ihr Handwerk verstehen. Gebt den Bauern Acker und Wiesen und den Handwerkern Plätze, daß sie Städte bauen! So werden eure polnischen Untertanen von ihnen lernen, und das Land Schlesien wird blühen!"

Die Herzöge taten, wie ihnen der Kaiser riet. Sie riefen vieltausend deutsche Bauern und Bürger in das Land. Wo die Bauern ihre Höfe erbauten, da erfreute sich das Auge bald ringsum an wogenden Kornfeldern und

an starken Rossen und Rindern auf den Weiden. Die Bürger legten Städte an und umzogen sie mit Wall und Graben. Man hörte den Webstuhl klappern und den Hammer in der Schmiede pochen. Die Schneider nähten das Tuch und die Schuster das Leder. Kaufleute kamen und trieben Handel und Wandel.

Viele Polen lernten von den Deutschen; sie gewöhnten sich an Fleiß und Ordnung.

Die Herzöge von Schlesien ritten durch das Land. Ihre Augen erfreuten sich am Fleiß der Deutschen. Sie sandten Botschaft an den Kaiser und ließen ihm sagen:

„Du hast uns wohlgeraten. Schlesien ist nun ein reiches und glückliches Land geworden."

Der König von Polen aber neidete den Herzögen ihr Glück.

Der Braunschweiger Löwe

Herzog Heinrich der Löwe hatte das Land Mecklenburg erobert. Die Wenden hausten dort. Es war ein tückisches Volk, das die Deutschen haßte. Die Wenden fuhren zur See und raubten friedliche Schiffe aus. Sie jagten in den Wäldern und fischten in den vielen Seen des Landes. Aber sie gewannen dem Acker nur geringe Frucht ab; denn sie arbeiteten nicht gern. Herzog Heinrich ritt mit dem Ritter Gunzelin durch das Land. Er sah einen wendischen Bauern pflügen. Der lief barfüßig in der Furche, und seine Peitsche trieb ein armseliges Rößlein an.

Herzog Heinrich sprang aus dem Sattel und schritt auf den Wenden zu. Dieser ließ den Pflug stehen. In seinem Auge flackerte der Haß; aber er beugte demütig den Rücken. Der Herzog riß mit starker Hand den Pflug aus dem Boden. Er lachte verächtlich und sprach:

„Deine Pflugschar ist von Holz! Du kannst mit ihr kaum die Erde ritzen. Warum läßt du dir kein Eisen dazu schmieden?"

Der Wende verneigte sich wiederum und antwortete:

„Meine Vorfahren haben so gepflügt. Warum soll ich es anders machen?"

Der Herzog schaute sich um. Jenseits des Ackers sah er Sumpf und nichts als Sumpf. Die Mücken schwärmten dort in ungeheuern Mengen. Keine Kuh wagte sich hinein. Denn die Mücken stachen Mensch und Tier. Heinrich der Löwe fragte:



„Warum ziehst du keinen Graben durch den Sumpf, daß das Wasser abfließe? Du gewönnest fette Wiesen und Weiden und könntest viel Vieh darauf treiben."

Der Wende zuckte die Achseln und murmelte:

„Viel Arbeit, gnädiger Herr, viel Arbeit!"

Der Herzog lächelte unwillig und schwang sich wieder in den Sattel. Er ritt mit dem Ritter Gunzelin davon. Er dachte lange nach. Dann sprach er zu seinem Begleiter:

„Das wendische Volk weiß den Boden nicht zu nützen. Gott will aber, daß dieser dem Fleißigen seine Frucht trage. Schicke Boten in die Provinzen Seeland und Holland und Vlandern! Dort ist mehr Volk, als das Land ernähren kann. Die Boten sollen Bauern werben, daß sie nach Mecklenburg kommen und das Land bebauen."

Der Ritter Gunzelin tat also. Er schickte Boten nach Seeland, Holland und Vlandern. Sie riefen dort die Bauern zusammen und sprachen:

„Im Lande Mecklenburg ist viel herrenloser Boden. Er harrt des Pfluges. Es sind auch viele Sümpfe da. Wer den Spaten fleißig führt, wird Wiesen und Weiden gewinnen und schönes Vieh darauf treiben."

Es waren viele Jungbauern gekommen, die Boten zu hören. Sie wollten gern Äcker und Wiesen haben. Sie erkundigten sich genau und sagten:

„Wir werden nach Mecklenburg kommen. Wir wollen Haus und Stall und Scheune bauen. Der Acker ſoll reiche Frucht tragen; auf den Wieſen ſollen Gräſer wachſen, wie das Vieh ſie liebt.“

Die Jungbauern freiten jeder ein Weib. Dann luden ſie Pflüge, Senſen, Spaten und Harken auf Wagen. Auch gürteten ſie ein Schwert um. Ihre jungen Frauen luden Hausrat, Betten, Kleider und viel Linnen auf andere Wagen. Ein Plan darüber ſchützte alles vor Wind und Regen.

So zogen ſie davon, immer nach Oſten, dem Lande Mecklenburg zu.

Die Wenden ſtaunten, als ſie die deutſchen Bauern bei der Arbeit ſahen. Dieſe pflügten den Boden mit eiſerner Pflugſchar. Das Eiſen grub die Schollen in der Tiefe auf und warf ſie um. Die Eggen zogen danach ihre Furchen. Die Bauern warfen Körner hinein, die trugen hundertfältige Frucht. Wohin das Auge blickte, ſah es auf den Feldern wogendes Getreide.

Die deutſchen Bauern fürchteten weder die Mücken noch den Schweiß. Sie zogen Gräben durch die Sümpfe. Das Waſſer ſammelte ſich in ihnen und floß ab. Aus den Sümpfen wurden fette Weiden und Wieſen mit ſüßen Gräſern. Roß und Rind hatten dort ihre Nahrung. Den Bauern gedieh, was ihre Hände begannen.

Herzog Heinrich ritt durch das Land. Er ſah den Fleiß der deutſchen Bauern. Er lachte fröhlich und ſagte zum Ritter Gunzelin:

„Das haſt du gut gemacht! Nun wird Mecklenburg ein glückliches Land ſein.“

Den Fürſten der Wenden gefiel es nicht, daß die Deutſchen in das Land gekommen waren. Sie ſahen, daß die Siedler tüchtig waren und reich wurden; aber ſie bekamen keine Steuern von ihnen. Auch verabſcheuten ſie die deutſche Sprache und Art. Im tiefen Winter erſchienen ſie mit ihrem Volk plötzlich vor der Burg des Ritters Gunzelin. Die Wenden trugen Waffen und wollten die Burg erſtürmen. Gunzelin und ſeine Leute wehrten ſich tapfer.

Zu dieſer Zeit lebte Heinrich der Löwe auf ſeiner Burg Dankwarderode in der Stadt Braunſchweig, wo noch heute ſein Wahrzeichen ſteht. Es war ein kalter Winter; der Schnee lag haushoch, und der Sturm brauſte gerade von Mecklenburg her. Sie hatten die Türen und die Fenſter gut geſchloſſen, und in den Kaminen brannten mächtige Feuer. Der Herzog ſaß mit der Herzogin Mathilde im großen Saal, gerade vor dem Feuer. Fremde Sänger waren auf die Burg Dankwarderode gekommen. Sie griffen in die Saiten der Harfe und ſangen dazu Lieder von Held Siegfried und dem finſtern Hagen. Die Herzogin liebte die alten Lieder; auch Herzog Heinrich hörte ihnen gern zu.

Ein Bote trat in den Saal. Er war in einen Pelz gehüllt; Eiszapfen hingen ihm im Bart. Er ſprach:

„Der Ritter Gunzelin hat mich geſandt. Er iſt in Not; denn die Wenden liegen mit Waffenmacht rings um ſeine Burg. Sie ſchießen Pfeile hinein. Ihrer ſind ſo viele, daß er ſie nicht vertreiben kann. Auch haben ſie zahlreiche deutſche Bauern mit Weib und Kind erſchlagen.“

Heinrich der Löwe ſprang aus dem Seſſel auf. Seine Augen ſprühten vor Zorn. Er rief:

„Das will ich ihnen heimzahlen! Ich werde meine Ritter zuſammenrufen. Unſere Roſſe ſollen nach Mecklenburg jagen, ehe die Wenden es denken.“

Die Ritter des Landes ſammelten ſich in Braunſchweig. Ihre reiſigen Knechte kamen mit ihnen. Heinrich nahm Abſchied von ſeiner Frau Mathilde. Er ſagte zu ihr:

„Wenn wir geſiegt haben, wollen wir uns wieder an Sang und Spiel ergötzen.“

Dann ſetzte er ſich an die Spitze des Heeres und ritt dem Lande Mecklenburg entgegen. Der eiſige Nordoſt blies ihnen in das Geſicht. Aber das kümmerte die Männer nicht. Die Roſſe jankten und dampften, die Eiſenpanzer raſſelten, die Schwerter klirrten, und die Fahnen wehten im Winde. Sie ſetzten über den mächtigen Elbſtrom. Er führte Treibeis, doch ſie kamen in Schiffen und Booten glücklich hinüber.

Die Wenden erfuhren von der Ankunft des Herzogs. Sie verließen ihr Lager vor der Burg Gunzelins und zogen ſich zurück. Sie beſaßen eine große und feſte Burg, die hieß Werle. Die Burg war von einem hohen Wall umgeben. Darauf war aus mächtigen Balken und Planken eine hohe Wand gezogen, gleich einer Mauer. Die Wenden meinten, Herzog Heinrich würde nimmer hineinkommen, und ſie trotzten ihm.

Heinrich der Löwe wollte ſich ihren Trotz nicht gefallen laſſen. Er ließ in den nahen Wäldern Bäume fällen und von den Roſſen durch den Schnee vor die Burg ſchleppen. Daraus bauten ſeine Krieger mächtige Wurfmaſchinen. Mit dieſen ſchleuderten ſie Balken und gewaltige Steine in die wendiſche Burg. Damit zerbrachen ſie die hölzerne Mauer. Die Wenden hatten Mühe, ſie zu flicken.

Die Deutſchen bauten aus dem Holz der Wälder auch einen hohen Turm. Sie ſtellten ihn auf Räder und fuhren ihn vor die Burg. Schützen ſtiegen hinauf und ſchoſſen von oben mit Bogen und Armbrüſten. Die Pfeile und die Bolzen ſchwirrten gegen die Verteidiger der Burg. Aber dieſe wollten ſich immer noch nicht ergeben.

Heinrich der Löwe ließ Bergleute aus dem Harz kommen. Dieſe gruben Schächte und Stollen tief in die Erde, bis ſie unter der Burg waren. Dann führten ſie einen Schacht empor. Die deutſchen Ritter wollten durch ihn in die Burg aufſteigen.

Da gerieten die Wenden in Schrecken. Ihre Fürsten sprachen:

„Jeder Widerstand ist unnütz. Wir müssen uns dem Löwen ergeben."

Sie zogen weiße Hemden über ihre Kleider, als Zeichen, daß sie den Frieden wünschten. Auch banden sie die Schwerter auf den Rücken. So zogen sie aus der Burg in das Lager des Herzogs. Dieser empfing sie vor seinem Zelt. Sie fielen in die Knie und baten um Verzeihung.

Herzog Heinrich war ihnen gnädig und ließ keinen mit dem Tode strafen. Sie mußten ihm Gehorsam versprechen. Den obersten Fürsten der Wenden führte er in die Gefangenschaft nach Braunschweig. Die Herzogin Mathilde war glücklich, als ihr Gemahl wohlbehalten und siegreich heimkehrte.

Ein neuer Frühling kam. Die deutschen Bauern konnten wieder den Acker pflügen, die Saat bestellen und das Vieh austreiben.

Albrecht der Bär

Kaiser Rotbart hielt einen Reichstag zu Würzburg am sonnigen Main. Die Fürsten und die Herren des Reiches waren erschienen. Fanfarenbläser ritten vor ihnen her. Die Rosse waren mit köstlichen Decken geziert. Helm, Panzer und Schild glänzten im Sonnenlicht. Von den Türmen läuteten die Glocken. Es war ein großer Jubel in der Stadt.

Aus Griechenland und Italien, aus Ungarn und Böhmen, aus Burgund und Dänemark kamen Gesandte. Sie verneigten sich vor dem Kaiser und reichten ihm Geschenke von ihren fürstlichen Herren.

Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg war in Würzburg eingeritten, um dem Kaiser seine Ehrerbietung zu erzeigen. Man nannte ihn Albrecht den Bären, weil er stark und kühn gleich einem Bären war. Kaiser Rotbart fragte ihn, ob denn das Land an der Havel nun wieder ein deutsches Land sei, und ob des Reiches Banner über ihm wehe. Albrecht antwortete:

„Herr Kaiser, unser Banner weht über der Brandenburg und den Ritterburgen im Havelland. Es sind viele deutsche Bauern aus Sachsen, Franken, Holland und Vlandern in das Land gekommen. Ihr Pflug bricht die Scholle, und der Acker trägt ihnen reiche Frucht. Auch ziehen sie Gräben und entwässern viele Sümpfe. Zahlreiche Wenden aber haben das Land verlassen."

„So ist es recht," sprach der Kaiser. „Die Nachbarn an unseren Grenzen wollen immer nur rauben. Aber die Deutschen wollen bauen und schaffen."

Friedrich Rotbart schritt über den Markt von Würzburg. Albrecht der Bär begleitete ihn. Auch Herzöge und Grafen waren mit ihnen. Das Volk jubelte den Herren zu. Ein Knecht drängte sich durch die dichte Menge. Schweiß stand auf seinem Antlitz, und Staub bedeckte sein Gewand. Er trat vor den Markgrafen, neigte sich und sprach:

„Fürst Jazko ist mit Wenden und Polen in das Havelland gebrochen. Sie hausen wie die Wölfe und erschlagen Mann, Weib und Kind."

Albrechts Augen funkelten. Er sprach:

„Aber die Brandenburg wird ihnen widerstehen. Wie wollten sie über die Sümpfe gelangen, welche die Feste rings umschließen?"

Der Bote erwiderte:

„Es fanden sich Verräter, die dem Fürsten Jazko um Gold das Tor der Brandenburg öffneten. Die Unseren wurden überrascht und fielen im Kampf. Er ist Herr in der Feste!"

Albrecht wurde rot vor Zorn. Er wandte sich zu Friedrich Rotbart und bat ihn:

„Herr Kaiser, gib mir Urlaub! Ich will mit allen Rittern, die mir folgen in mein Land reiten und es von seinen Feinden befreien. Die Erschlagenen aber will ich an ihnen rächen."

Der Kaiser antwortete:

„So reitet schnell, ihr Getreuen! Kein Feind soll ungestraft bleiben, der in deutsche Lande einbricht."

Markgraf Albrecht eilte mit Rittern und Knechten nordwärts. Sie mußten das Gebirge des Thüringer Waldes übersteigen und über den breiten Elbstrom setzen. Albrecht duldete nur kurze Rast in den Nächten.

Die Grafen und Herren des Landes sammelten sich mit ihren reisigen Knechten, wie Albrecht es ihnen gebot. Auch die Fähnlein der Bischöfe und der Städte zogen aus. Ein jeder Harnisch leuchtete in der Sonne.

Das Heer setzte sich in Marsch. Vor Markgraf Albrecht wehte das mächtige Sturmbanner des Erzengels Michael, der das Schwert trägt.

Das Heer legte sich vor die Brandenburg. Aber es konnte nicht hineinkommen. Die vielen Arme der Havel, dazu Seen und Sümpfe wehrten ihnen den Zugang. Jazko saß in der Feste und trotzte ihnen. Sein Banner wehte vom höchsten Turm. Er sprach:

„Wenden und Polen sitzen viele hundert Jahre im Land. Sie werden es nicht wieder herausgeben. Schüttle nur deine Tatze, deutscher Bär!"

Markgraf Albrecht ließ dem Fürsten Jazko melden:

„Die Deutschen waren vor deinen Völkern Herren dieses Bodens. Sie pflügten und gruben ihn und vergossen ihren Schweiß darauf. Deine Völker aber waren träge. Sie düngten den Acker nicht und ließen die guten Wiesen versumpfen. Wir haben ein Recht auf das Land und nicht ihr. Weder der wendische Marder noch der polnische Wolf sollen hier hausen."

Albrecht gebot, daß alle Bauern mit Pferden und Wagen kämen. Da zogen tausend Bauern zu Hauf. Auf den Befehl des Markgrafen führten sie Erde herbei und schütteten einen Damm auf, der quer durch Sumpf und See ging. Weil dort in den Wiesen so viele Grillen zirpten, nannten sie ihn den Grillendamm.

Jazko stand auf den Zinnen des Turmes und fragte bang:

„Von jener Seite fuhr mein Volk auf Kähnen herbei und brachte Waffen, Brot und Fleisch in die Feste. Es wird niemand mehr hindurchkommen, es wird uns an Speeren und Pfeilen fehlen. Auch werden wir bald nichts mehr zu essen haben. Was soll dann werden?"

Die Wenden fuhren in der Nacht auf Kähnen aus, um das Lager der Deutschen durch Feuer zu zerstören. Aber diese waren wachsam und kamen ihnen auf dem Wasser entgegen. Der Takt der Ruder ging hart durch die Dunkelheit. Wo die Gegner einander erkannten, spannten sie ihre Bogen und schossen mit Pfeilen; auch warfen sie die sausenden Speere. Mancher Mann sank todwund über Bord und ertrank im gurgelnden Wasser.

Als der Morgen graute, erkannte Albrecht, daß der Kampf noch immer nicht entschieden war. Da sandte er seinen Sohn aus, daß er die Feinde vertriebe. Dieser trat in einen Kahn und pflanzte darin sein Banner auf. Als die Deutschen es sahen, schwoll ihnen der Mut. Sie fuhren erneut wider die Feinde und schlugen mit ihren Schwertern darein. Den Polen und den Wenden aber sank der Mut.

Der junge Markgraf trieb sie in die Feste zurück.

Die polnischen Reiter schalten und riefen laut, daß sie nicht in diesem Wasserloch verderben wollten. Da erkannte Jazko, daß er die Brandenburg nicht halten könne. Er beschloß zu fliehen. In dunkler Nacht sammelte er sein Kriegsvolk um sich. Alle, die beritten waren, sollten ihm folgen. Sie öffneten leise das Tor. Zwischen Sumpf und Wasser stahlen sie sich



hindurch. Das hohe Schilf deckte sie, so daß die Deutschen sie zuerst nicht bemerkten.

Aber diese hörten doch die Rosse wiehern und die Schwerter klirren. Boten weckten Albrecht. Seine mächtige Stimme tönte über das Lager. Da sprangen alle Ritter und Knechte auf. Sie waffneten sich und sattelten ihre Rosse.

Dann brauste das Heer der Deutschen hinter dem Fürsten Jazko drein. Dieser ritt mit seinen Mannen immer ostwärts, seiner Heimat entgegen. Die Deutschen ereilten seine Scharen und stellten sie im Kampf. Mancher Wende und mancher Pole sank unter deutschem Schwerthieb aus dem Sattel.

Jazko aber entkam. Er gelangte abermals an die Havel. Sein Roß trug ihn durch die Fluten, obwohl er schwer gewaffnet war. Drüben hängte er Schild, Schwert und Horn an den Ast eines Baumes, zum Zeichen, daß er niemals wiederkommen würde.

Albrecht der Bär hißte sein Sturmbanner auf dem Turm der Feste. Er rief: „Nun halte ich dich, du Brandenburg, und lasse dich niemals wieder!"

Um die Deutsche Westmark

Kaiser Otto, Heinrichs Sohn, war von reckenhafter Gestalt. Sein blondes Haar leuchtete in der Sonne. Die hellen Augen funkelten. Wenn er zornig war, brachen seine Blicke wie Blitze hervor. Sein Schritt war rasch. Er kleidete sich nach der alten Art der Sachsen. Wenn er das Jagdhorn blies, bebten die Herzen vor Freude; denn nun galt es, im Harz den wilden Ur zu bestehen.

Herzog Hugo von Paris hatte sich gegen König Ludwig von Frankreich erhoben. Er hatte ihn gefangen, in Fesseln gelegt und dann in den Kerker geworfen. Ludwig sandte Botschaft zu Kaiser Otto und bat ihn um Hilfe gegen den mächtigen Herzog.

Otto ließ ihm sagen:

„Du hast einstmals dein Heer gegen das Herzogtum Lothringen geführt, gegen deutsches Land. Wie kannst du hoffen, daß ich dir helfe?"

Der König von Frankreich sandte ihm die Antwort:

„Wenn du mich aus dem Kerker befreist, so will ich dir versprechen, niemals wieder die Hand nach dem Lande Lothringen auszustrecken."

Da rüstete Kaiser Otto ein großes Heer und zog nach Frankreich. Die Hauptmacht seiner Krieger aber waren die Sachsen.

Auch Herzog Hugo von Paris rüstete ein Heer und zog den Deutschen entgegen. Er sandte Botschaft an Kaiser Otto und ließ ihm melden:

„Du sollst nicht meinen, daß ich mich vor dir fürchte. Bei der Seele meines Vaters schwöre ich dir: In meinem Heere blinken so viele Helme und Harnische, wie du dein Lebtag nicht beieinander sahst."

Otto ließ ihm sagen:

„Und ich habe so viele Strohhüte bei mir, wie sie dir noch nie zu Gesicht gekommen sind."

Er dachte dabei an seine Sachsen, die zur Sommerszeit breite Strohhüte trugen, und es war eben im heißen August. Er wußte, daß die Krieger des Herzogs Hugo die Sachsen wegen ihrer Kraft und Tapferkeit fürchteten.

Hugo hörte aber nicht auf zu prahlen und ließ dem Kaiser wiederum sagen:

„Die Speere der Sachsen sind so winzig, daß ich ihrer sieben in einem Becher verschlucke."

Otto würdigte ihn keiner Antwort mehr, sondern sprach zu seinen Mannen:

„Eure Speere sind kleiner als die schweren Lanzen der fränkischen Ritter. Aber ihr wißt sie rascher zu handhaben und sicherer damit das Ziel zu treffen."

Herzog Hugo konnte dem Kaiser nicht widerstehen. Dieser eroberte Städte und Burgen im Frankenlande. Er befreite Ludwig aus seinem Kerker und setzte ihm die Königskrone wieder auf das Haupt. Er ließ dem Herzog Hugo sagen:

„Siehst du wohl, daß ein Strohhut manchmal besser ist als ein blinkender Helm? Es kommt nur auf den Kopf an, der ihn trägt. Und ein starker und geschickter Arm trifft mit einem leichten Speer den Gegner besser als ein schwacher und furchtsamer Arm mit einer schweren Lanze."

Hugo mußte den Kaiser zuletzt um Frieden bitten. Otto ließ ihm antworten:

„So komm in meine Stadt Aachen und demütige dich vor mir!"

Hugo sandte als Geschenk für den Kaiser zwei große und schöne Löwen voraus.

Alles Volk lief zusammen, um den stolzen Herzog zu sehen, der nun die Gnade des Kaisers erflehen wollte. Otto saß in seinem Palast auf dem goldenen Thron. Die Großen des Reiches umgaben ihn, als Hugo eintrat. Sein wallender Bart schimmerte ihm von der Brust. Seine Augen funkelten und sprühten Blitze.

Der Herzog wagte nicht, sein Antlitz zu erheben. Er fiel vor dem Kaiser in die Knie und bat ihn um Gnade. Otto sprach:

„Ich weiß es wohl, daß der Herzog von Paris nach deutschem Lande ebenso lüstern ist wie der König von Frankreich. Aber ich will dich mit der Pranke des Löwen schlagen, wenn du deine Hand auch nur nach einem deutschen Dorf ausstreckst."

Hugo versprach abermals, auf immer Frieden zu halten, und der Kaiser verzieh ihm.

König Heinrich rettet sein Volk

Udalrich, der Bischof von Augsburg, ritt in das Land Sachsen. Er eilte zu Heinrich, dem großen deutschen König, und berichtete ihm:

„Oft schon sind die wilden Ungarn in das Land gefallen; jetzt sind sie wieder in das Schwabenland eingebrochen. Sie kamen auf ihren flinken Rossen wie der Wind. Im raschen Reiten schossen sie die Pfeile von den Bogen. Da war aller Widerstand der Krieger vergebens. Die Feinde fielen in die Dörfer ein und verbrannten die Häuser und die Scheunen; sie mordeten die Männer und schleppten die Frauen und die Kinder fort."

König Heinrich antwortete:

„Ich wundere mich, daß du noch lebst! Haben die Ungarn nicht auch Augsburg verbrannt?“

„O nein!“ rief der Bischof. „Wir haben sie nicht hineingelassen!“

„Augsburgs Wälle sind aber verfallen, und das Pfahlwerk darauf ist vermorscht. Hat das die Krummbeine nicht zum Angriff gereizt?“

Bischof Udalrich lachte.

„Gewiß wollten sie Augsburg erstürmen. Aber ich betete zu Gott und bat ihn um seine Hilfe. Da faßten die Männer in der Stadt Mut und traten auf die Wälle. Sie verteidigten sich mit Armbrust, Spieß und Schwert. Wohl oder übel ließen die Ungarn ab und ritten weiter.“

Heinrich lobte den Bischof wegen seiner Mannhaftigkeit und sagte nachdenklich:

„Ich wollte, es gäbe auch in Sachsen feste Städte. Dann könnte das Volk sich vor den Ungarn retten.“

Die Deutschen waren zu jener Zeit uneinig und wollten ihrem König nicht gehorchen. Darum hatten sie keine Macht gegen ihre Feinde. Ein Reiterheer der Ungarn brauste auch über das Land der Sachsen dahin. Die schnellen Reiter brannten, mordeten und plünderten. Über jedem Dorf hing eine Rauchfahne. Wer noch glücklich in den Wald geflohen war, hörte die gellenden Schreie derer, die erschlagen wurden. Es gab in Sachsen keine ummauerten Städte, sondern nur unbewohnte Fluchtburgen, die nicht so rasch erreicht werden konnten und keinen sichern Schutz gewährten.

Der König zog den Ungarn mit seinen Kriegern entgegen. Aber die Feinde ließen sich auf keine Schlacht ein. Wo ein Deutscher sich einzeln zeigte, erschienen die Ungarn auf ihren flinken Rossen. Den tückischen Pfeilen war nicht zu entgehen. König Heinrich mußte sich auf eine Burg zurückziehen. Er sprach zu seinen Getreuen:

„Wir haben keine gesicherten Städte; uns fehlen auch die raschen Reitergeschwader. Wir werden die Heimat nicht retten können.“

Da kamen deutsche Krieger auf die Burg. In ihrer Mitte ritt ein ungarischer Herzog. Er trug weder Schild, noch Schwert, noch Bogen; denn sie hatten ihn gefangen. König Heinrich freute sich des glücklichen Fanges.

Die Ungarn schickten Boten mit einem reichen Schatz von Gold und Silber, um den Herzog loszukaufen. Der König aber sprach:

„Gelobt uns auf neun Jahre Frieden! So will ich euch den Herzog umsonst ausliefern und euch noch jedes Jahr eine große Summe Goldes dazugeben.“

Die Ungarn waren damit zufrieden. Sie versprachen, daß sie neun Jahre lang nicht wiederkommen wollten; aber der König solle sein Versprechen halten. Sie zogen mit dem Herzog und vielem Golde ab.

König Heinrich rief die Männer Sachsens zusammen und sprach zu ihnen: „Wir wollen neue Städte bauen und hohe Wälle darum ziehen. Breite und tiefe Gräben sollen den Weg zu den Wällen sperren. Aus Balken und Bohlen sollen darauf Schutzwände errichtet werden, so hoch und so fest, daß kein Feind hinüberklettern oder sie zerbrechen kann.“

Die Männer murrten:

„Was hilft das? Niemand wird in diesen Kerkern wohnen wollen.“

Heinrich befahl:

„Acht Mann sollen den Acker pflügen; sie sollen säen und ernten und die Frucht sammeln. Der neunte Mann soll in die Stadt gehen und dort Wohnungen bauen, für sich und seine Genossen. Den dritten Teil aller Früchte des Feldes soll er aussuchen und in die Stadt führen. Dort soll er sie für die Zeit der Not aufbewahren. Wenn die Ungarn wiederkehren, werden alle Bauern mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd in der Stadt eine Zuflucht finden.“

Da ging jeder neunte Mann hin, grub Gräben und schanzte auf den Wällen. Auch wurden Häuser von Holz und von Stein erbaut. Und Türme wurden errichtet, von denen man weit in das Land sehen konnte.

Die Männer des Sachsenlandes kamen wiederum vor den König und sprachen:

„Es werden sich alle retten, die sich in den Mauern der Städte bergen können. Aber die Ungarn werden wie in vorigen Zeiten das flache Land verheeren.“

Der König antwortete:

„Eure Vorfahren haben hoch zu Roß gekämpft; aber ihr habt es verlernt. Darum überraschen euch die Ungarn; und wenn ihr ihnen nacheilt, so erreicht ihr sie nicht. Ich will euch im Reiterkampf üben.“

Er befahl, daß jeder Bauer ein Streitroß halte. Seine Ritter lehrten sie, in Geschwadern zu reiten. Auch lernten sie, Schild und Lanze im Sattel gebrauchen und vom Rücken des Rosses mit dem Schwert fechten. Sie mußten rasch wenden und über Gräben und Hürden setzen.

So übte König Heinrich die Sachsen während der neun Jahre des Friedens, damit sie künftig den tückischen Feind bestünden.

Nach neun Jahren kehrten die Ungarn wieder. Sie kamen zuerst zu den Leuten an der Elbe und verlangten von ihnen den gewohnten Tribut an Gold und Silber. Diese warfen den fremden Boten einen räudigen Hund vor die Füße und sprachen:

„Da nehmt, was wir euch schuldig sind!"

Die Ungarn hatten keine Zeit, den Schimpf zu rächen; denn sie mußten sehen, was König Heinrich tun würde. Sie zogen durch das Land Thüringen und erschlugen jeden Mann, dessen sie habhaft wurden.

König Heinrich bot alle Reiter und das gesamte Fußvolk von Sachsen und Thüringen auf. Auch zogen ihm viele Reiter aus Franken, Schwaben und Bayern zu. Sein Heer sammelte sich in der Goldenen Aue. Als die Ungarn es erfuhren, fachten sie auf allen Bergen Feuerzeichen an; ihre zerstreuten Scharen sollten eilig in das Lager zurückkehren.

An einem Frühlingstag des Jahres 933 standen die beiden Heere bei dem Dorf Riade einander gegenüber. König Heinrich feuerte seine Krieger an:

„Der Feind steht furchtbar drohend vor uns. Vertrauet der Hilfe Gottes; so wird auch euch die Kraft nicht fehlen! Gedenkt eurer tapferen Vorfahren und haltet euch ihrer würdig! Heute sollt ihr Rache nehmen für alle Unbill, die unser Volk von den mörderischen Banden erlitten hat. Schlagt mannhaft drein, so werden die Feinde fliehen!"

Er tummelte sich vor dem ganzen Kriegsheer auf seinem Streitroß. Vor ihm wehte das Banner des Reiches; darauf war das Bild des Erzengels Michael zu sehen. Die Männer blickten voll Stolz auf ihren König, und ihre Herzen waren voller Mut.

Heinrich befahl, daß die Geschwader der Reiter noch zurückblieben; denn er wollte die Ungarn überraschen. Er schickte tausend Mann Fußvolk voraus, damit sie die Feinde angriffen. Die Ungarn lachten über die Deutschen:

„Was wollen so wenige gegen unser großes Heer? Sie sollen alle ins Gras beißen!"

Die Deutschen fürchteten sich nicht und ließen ihren alten Streitruf erschallen.

Die Ungarn gebärdeten sich wie die Teufel und heulten alle: „Hui! Hui!"

Sie meinten, die Deutschen sollten davor erschrecken. Diese stürmten jedoch vor, Schild an Schild. So bildeten sie eine wandelnde Wand, welche die Pfeile der Ungarn auffing. Doch vor der gewaltigen Übermacht der Feinde mußten sie zuletzt weichen. Die Ungarn folgten ihnen auf ihren Rossen mit großem Geschrei.

Auf diesen Augenblick hatte König Heinrich gewartet. Er ließ das große Banner wehen und ritt in den Feind. Seine Reitergeschwader stürmten ihm nach.

Sie fingen die Pfeile der Ungarn gleichfalls mit ihren Schilden auf. Dann warfen sie diese auf den Rücken und legten die Lanzen ein. Die Ungarn gewannen keine Zeit mehr, einen Pfeil auf die Sehne zu legen. Die Furcht kam über sie, als die Lanzen der Deutschen sich in die Leiber der Vordersten bohrten. Sie rissen ihre Rosse herum und flohen so schnell von dannen, wie sie gekommen waren.

Die deutschen Reiter verfolgten sie acht Meilen weit und schlugen nieder, wen sie ereilten. Die Ungarn gerieten so in Schrecken, daß sie die Wiederkehr vergaßen.

Die Ungarn hatten keine Zeit gehabt, ihr befestigtes Lager abzubrechen. König Heinrich erstürmte es und befreite viele tausend Gefangene. Darunter waren zahllose Frauen und Kinder. Sie küßten den Saum seines Mantels und dankten ihm, weil er ihnen Leben und Freiheit rettete.

In dem Lager fand der König viel Gold und Silber, Seide und Pelzwerk; denn die Ungarn hatten allerorten geplündert, was sie fanden. Heinrich dankte Gott Vater für den Sieg und sprach:

„Ich will mich nicht an den Schätzen bereichern, die ich fand. Da ihre Eigentümer erschlagen wurden, sollen sie Gott und den Armen gehören."

Er teilte unter jene aus, deren Besitz von den Ungarn verbrannt worden war. Den Rest gab er an die Gotteshäuser.

Das Volk pries den König und nannte ihn den Vater des Vaterlandes.

Der Ring der Awaren

Kaiser Karl hielt Hof zu Regensburg. Die Ritter und die Bauern des Landes Bayern erschienen vor ihm, erwiesen ihm Ehre und brachten Geschenke. Sie standen im Saal vor dem Herrscher und harrten, was er ihnen sagen wolle. Der Kaiser sprach:

„Ich bin zu Schiff die Donau hinuntergefahren und sah viele Städte und Dörfer in Trümmern liegen. Die Mauern waren von Rauch geschwärzt. Keine Glocken läuteten von den Türmen, nur Räuber zogen durch das Land."

Des Kaisers Sohn Pippin erwiderte:

„Die hunnischen Awaren haben das Land verwüstet, die Männer erschlagen, die Frauen und die Kinder in die Sklaverei geführt."

Die Ader schwoll auf der Stirn des Kaisers. Er heischte von seinem Sohn, daß er von den Awaren berichte. Pippin sprach:

„Es ist ein Volk, das in der Ebene dort unten an der Donau wohnt. Krummbeinige und schlitzäugige Leute sind es, häßlich anzuschauen und übel zu hören. Sie sitzen im Sattel, als seien sie in ihm geboren. Den Köcher tragen sie voller Pfeile, sie handhaben den Bogen so gut wie die Lanze. Ihre Pferde sind klein und häßlich wie sie, aber flink und zäh. Die Awaren lieben die Arbeit nicht, sie verschmähen den Pflug und den Spaten. Sie sind wie Aasgeier; wo sie Schätze wissen, dorthin reiten sie in Scharen. Wer ihnen den Raub wehren will, den schlagen sie tot."

Alle blickten auf die Zornesader des Kaisers und harrten seines Wortes. Karl befahl:

„Mein Sohn Pippin, rüste ein Heer! Ziehe die Donau hinab und züchtige die Räuber!"

Pippin sammelte die Männer aus dem bayrischen Lande. Sie trugen Harnisch, Schwert und Lanze. Sie führten hochbeladene Wagen mit, damit es ihnen im Felde an nichts fehle. So zogen sie die Straße an der Donau hin, bis sie in das Land der Hunnen kamen. Pippin sandte Boten an seinen Vater und ließ ihm melden:

„Es ist ein schönes Land an der Donau, mit herrlichen Wäldern und fruchtbaren Äckern. Einst wohnten hier Menschen unseres Blutes, aber sie wurden alle erschlagen. Es ist die ganze Donau hinunter, wie mein Herr Vater es gesehen hat. Wir fanden noch keinen Menschen im Lande; denn die Awaren fliehen auf ihren schnellen Rossen."

Kaiser Karl ließ seinem Sohn sagen:

„So verfolge den Feind, bis du ihn triffst! Schlage ihn auf das Haupt, damit er nimmer wiederkehre!"

Die Awaren fürchteten sich, die Germanen in offener Feldschlacht zu bestehen. Sie zogen sich in alte Erdburgen zurück, die sie im Lande fanden, und verschanzten sich hinter Wällen und Gräben. Sie schichteten Steine auf. Sie schlugen in den Wäldern Stämme und Zweige und errichteten starke Verhaue. Dort bargen sie ihre Roßherden, dazu ihre Frauen und Kinder.

Postenketten standen von Ring zu Ring, und Hornrufe kündeten die Ankunft des feindlichen Heeres.

Wenn die Germanen stürmten, war der ganze Wall mit awarischen Männern besetzt. Diese hoben ihre Bogen und schossen tückische Pfeile. Mancher Franke und mancher Bayer verblutete vor den Wällen, ehe er Wurfaxt und Schwert gebrauchen konnte.

Pippin sprach zu den Kriegern:

„Mein Vater, Kaiser Karl, hat uns befohlen, diese Räuber zu züchtigen. Ist ein Feigling unter uns?"

Da riefen die Krieger in hellem Zorn:

„Wir sind keine Memmen! Führe uns an, wir wollen stürmen!"

Sie rückten wieder vor, legten mit Bäumen und Buschwerk eine Brücke über den Graben und erstiegen den Wall. Die Awaren spickten ihre Schilde mit Speeren und Pfeilen, mancher Mann brach todwund zusammen.

Aber die Tapferkeit der Germanen siegte. Sie erstürmten den Ring und erschlugen die awarischen Räuber. Sie fanden ungeheure Schätze an Gold, Silber, Waffen und Schmuck, die Beute vieler Raubzüge. Das tapfere Heer bahnte sich den Weg auch in die anderen Schlupfwinkel der Awaren und fand auch sie mit Beute gefüllt. Pippin schickte alles dem Kaiser als Zeichen seines großen Sieges.

Kaiser Karl beschenkte seine Freunde, vor allem die Kirchen und die Klöster, mit goldener und silberner Beute. Den jungen Bayern und Franken, die keinen Hof erbten, gab er Land an der Donau. Wieder einmal zogen junge Germanen ostwärts in das Land ihrer Väter und bauten neue Höfe auf. Sie legten auch Städte an und bauten feste Burgen in den Ringwällen der Vorzeit.

Mit ihnen kamen Priester, errichteten Kirchen, beteten vor den Altären und erhoben den Zehnten von den Bauern. Glocken riefen das Volk, daß es komme und dem Gott der Christen und seinen Priestern dienen lerne.

Die Awaren kehrten niemals wieder. Das Land, das sie verheert hatten, wurde durch die Arbeit deutscher Bauern und Bürger ein blühendes Land – das deutsche Land Österreich.

Das Sachsenroß

König Karl von Franken war mit großer Heeresmacht in das Land der Sachsen gezogen und hatte es eingenommen. Der Sachsenherzog Wittekind lebte in der eigenen Heimat unstet und flüchtig. Wenn die fränkischen Schergen ihm auf den Fersen waren, so verbarg er sich auf seiner Burg Schagen.

Auf der Burg waren zwei Schwestern aus altem Sachsengeschlecht. Herzog Wittekind hatte ihnen viel Gutes getan, und er vertraute auf sie. Sie glaubten aber den alten Göttern nicht mehr und neigten sich insgeheim vor Christus dem Herrn.

Die Priester von Osnabrück hörten von den Schwestern auf Burg Schagen. Sie wählten einen unter sich, dessen kluge Rede sie kannten, und schickten ihn zu den Schwestern. Er sprach:

„Krieg ist im Land. Das Schwert schlägt die Männer. Es macht die Frauen zu Witwen und die Kinder zu Waisen. Man sollte den Herzog fangen und ihn zu Christus bekehren, so kehrte der Friede zurück. Franken und Sachsen wären fortan Brüder. Auch hätte alle Not ein Ende. Ihr würdet die ewige Seligkeit erwerben, wenn ihr hülfet, den Herzog zu fangen."

Die beiden Schwestern ließen sich betören und versprachen, einen Boten zu senden, sobald der Herzog auf der Burg einkehre.

Herzog Wittekind begehrte nach rastlosen Ritten, auf Burg Schagen zu ruhen. Da sandten die treulosen Schwestern einen Boten an König Karl. Der hieß seine Mannen ausziehen, um den Herzog zu fangen.

Aber ein treuer Sachse warnte ihn:

„Fliehe geschwind, Herzog! Du bist verraten. Die Feinde nahen auf allen Wegen und werden die Burg einschließen."

Herzog Wittekind zog seinen weißen Hengst aus dem Stall. Der war das rascheste und ausdauerndste Roß im Sachsenland. Er verließ die Burg und ritt auf einsamem Weg durch den wilden Wald.

Die Franken fanden aber die Spur seines Rosses und jagten ihm nach. Sie hatten alle Wege mit Verhauen gesperrt, damit der Herzog ihnen nicht entrinne. Der Hengst sah solchen Verhau vor sich und stutzte. Wittekind hörte schon die jagenden Franken hinter sich und rief in seiner Not:

„Hengst, spring über!
Kriegst 'nen Spint Haber.
Springst du nicht über,
Fressen dich und mich die Raben."

Bei diesen Worten bäumte sich das kluge Tier auf, tat einen Satz und schoß wie ein Pfeil über den Verhau.



Der Herzog nahm den Weg nach Osnabrück. Er meinte, daß die Feinde ihn dort nicht suchen würden. Auch würde die Stadt leer von Kriegern sein, weil diese alle ausgezogen waren, ihn zu fangen.

Er fand die Tore offen und die Stadt von den Feinden verlassen. Er sammelte seine getreuen Sachsen um sich und schloß die Tore.

Es waren viele fränkische Frauen und Kinder in der Stadt. Wittekind befahl, sie zu schonen. Er sprach:

„Wir kämpfen um die Freiheit Sachsens. Aber wir führen keinen Krieg gegen die Wehrlosen."



Hermann der Befreier

Konrad und Gertrud haben sich schon seit vielen Wochen auf die Wanderfahrt gefreut, welche die Eltern ihnen für diesen Sommer versprachen. Nun sind die Rucksäcke gepackt. Vater, Mutter und Kinder sitzen im Zuge und schauen in das Land hinaus. Hügel, Wald und Wiese ziehen an ihren Augen vorüber; dann wieder wogende Felder. Unter hohen Bäumen sieht man Einzelhöfe. Geschnitzte Pferdeköpfe ragen über den First der Dächer empor. Die Reisenden sind im Lande Niedersachsen.

Nach einigen Stunden sind sie am Ziel. Der Zug hält. Der Schaffner ruft: Detmold! Eltern und Kinder steigen aus. In Detmold soll ihre Wanderung beginnen. Die Kinder fragen:

„Vater, wohin gehen wir heut?"

„Zur alten Teutoburg!"

Sie sehen in der Ferne ein erzenes Schwert über die wogenden Wipfel des Waldes ragen.

Konrad fragt:

„Was für ein Schwert ist das?"

Der Vater antwortet geheimnisvoll:

„Das Schwert der Freiheit! Wo es aufragt, da ist die Teutoburg."

Sie steigen in das Gebirge empor. Der Wald nimmt sie auf. Es ist einsam um sie. Sie hören nur das geheimnisvolle Rauschen und Raunen der uralten Baumriesen.

„Sie könnten viel erzählen," meint der Vater.

„O was?" fragt Gertrud eifrig.

„Von euern Ahnen!" erwidert die Mutter. „Von den Vätern und Müttern, die vor uns waren."

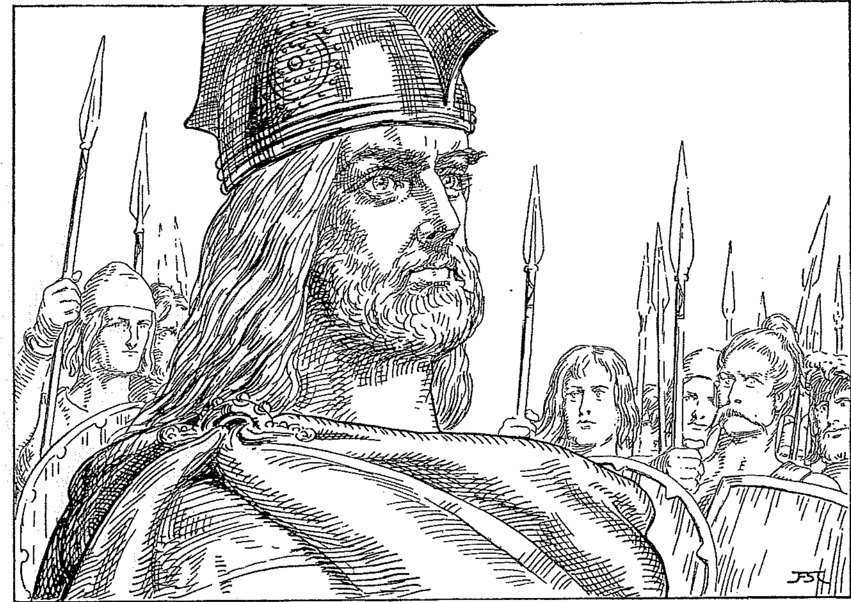
„Vor zweitausend Jahren lebten sie schon hier," fährt der Vater fort. „Droben auf dem Berge hatten sie ihre heilige Burg, die Teutoburg. Sie versammelten sich dort zu ihren Festen und ehrten die Götter."

Sie schreiten weiter und finden im Walde einen Ring von gewaltigen Steinen, die regellos daliegen.

„Das sind die Trümmer der alten Burg," erzählt der Vater, „niemand weiß, wann sie zerstört wurde."

„O Vater, war das eine große Burg!"

„Darum nennt man sie heut auch die Grotenburg. Ihr könnt es denken, wieviel Volk in ihr Raum hatte. Weither sind alle von ihren Höfen herbeigeeilt. Sicher waren es Tausende."



Nun haben sie die Höhe erreicht.

Ein Ruf des Erstaunens bricht aus dem Mund der Kinder. Sie stehen vor einem gewaltigen Denkmal und sehen die mächtigen Pfeiler, die Spitzbögen und darüber die Kuppel. Oben steht die Riesengestalt eines Mannes in Mantel und Flügelhelm. Hoch reckt er seine Rechte und trägt in ihr das blanke Schwert.

Konrad findet vor vielem Staunen kein Wort. Gertrud sammelt sich zuerst und fragt:

„Ist das Hermann der Befreier?"

Der Vater:

„Wer sollte dieser Held wohl anders sein?"

Nun hat auch Konrad eine Frage:

„Hat er unser Volk befreit?"

„Ja, unser liebes deutsches Volk!"

„Von wem?"

„Von den Römern, doch leider nicht von der Zwietracht!"

„O Vater, erzähle uns davon!"

Sie sind voller Andacht um das Denkmal gegangen und haben es von allen Seiten betrachtet. Sie lagern sich mit dem Blick auf die Riesengestalt des Befreiers, und der Vater erzählt:

Als ich jung war, sangen wir auf unseren Wanderungen gern das Lied:

Als die Römer frech geworden,
zogen sie nach Deutschlands Norden.
Vorne mit Trompetenschall
ritt der Generalfeldmarschall
Herr Quintilius Varus.

Um die Zeit, als Christus lebte, hatten die Römer die halbe Welt erobert, auch Deutschland bis an die Donau und den Rhein. Sie drangen noch weiter vor und wollten das Land bis zur Elbe besetzen.

Die Deutschen waren uneinig. Viele hielten es mit den Fremden, weil diese sie mit Ehren überhäuften, und wurden zu Verrätern. Auch die Deutschen hatten starke Waffen, feste Häuser, gute Geräte und schöne Kleider. Sie sangen herrliche Lieder und hatten wunderbare Instrumente, um Musik zu machen. Sie vertrauten Allvater und hielten streng auf gute Sitten. Aber die Verräter unter ihnen bildeten sich ein, daß bei den Fremden alles besser sei.

Der Feldherr der Römer hieß Varus. Er war habsüchtig und treulos und trachtete danach, Reichtümer zu erwerben. Darum erpreßte er hohe Steuern aus dem Lande. Auch zog er die Deutschen vor das römische Gericht. Kein Deutscher war es gewohnt, daß man ihn am Leibe strafte. Varus ließ sie foltern und züchtigen und etliche gar an das Kreuz schlagen, wo sie einen elenden und schmerzvollen Tod fanden.

Das erbitterte die Deutschen sehr. Der Zorn gegen die Römer kochte in ihnen und noch mehr gegen die Verräter. Aber kein Volk kann sich helfen, dem der Führer fehlt.

Gott hat den Deutschen in ihren schweren Zeiten immer Führer gesandt. Auch jetzt erhob sich ein solcher unter ihnen. Er hieß Hermann, Segimers Sohn, und war Siegfried gleich. Jeder Deutsche war hoch gewachsen; aber Hermann überragte sie alle. Seine Glieder waren stark und geschmeidig. Die Brust wölbte sich hoch. Um das Haupt wallten ihm blonde Locken. Aus den blauen Augen blitzten Mut, Klugheit und Treue. Kein falscher Mann vermochte seinen zornigen Blick zu ertragen.

Hermann suchte die Männer seiner Heimat auf und redete mit ihnen. Er fragte sie:

„Wie lange wollt ihr noch die Knechtschaft ertragen?"

Sie verschworen sich und sagten, daß sie freie Männer sein wollten und keine Knechte. Er sprach:

„So harret, bis ich euch das Zeichen gebe!"

Hermann wollte die Römer überlisten und tat freundlich zu ihnen. Varus vertraute ihm voll und ganz.

Boten erschienen im römischen Lager und meldeten, daß ein entlegen wohnender Stamm der Deutschen sich erhoben habe und die Vögte und Händler aus dem Süden niedermetzle. Varus beschloß einen Kriegszug gegen diesen Stamm. Er rief Hermann und sprach zu ihm:

„Du sollst mir mit den Männern deines Stammes folgen und helfen, die Aufrührer niederzuwerfen."

Hermann gab zur Antwort:

„So gewähre mir Urlaub, daß ich die Männer unter die Waffen rufe!"

Da war ein vornehmer Mann unter den Deutschen mit Namen Segestes. Er war auch unter die Verräter gegangen und sprach zu Varus:

„Glaube weder Hermann noch sonst einem unter den Edlen! Denn sie wollen dich und alle Römer vernichten. Setze sie alle gefangen, dann werden sie dir nicht schaden!"

Varus war aber hochmütig und verachtete die Deutschen. Er glaubte nicht, daß er von ihnen etwas befürchten müsse. Darum gab er Hermann Urlaub, wie dieser es von ihm gefordert hatte.

Varus brach mit den Legionen seiner Gewaffneten auf. Ein endloser Zug von Wagen begleitete das Heer.

Hermann sandte indes Boten in alle Gaue und ließ die Männer zum Freiheitskampfe rufen.

Es war schon im hohen Sommer. Moorgründe und Walddickicht hemmten den Marsch der Römer. Schwere Gewitter entluden sich am Himmel. Sturm und Regenschwaden brachen mit ihnen in das Land hernieder. Bäume stürzten über den Weg, die Flüsse und die Bäche schwollen an, der Waldboden schien ein einziger Sumpf. Mann und Pferd glitten aus und stürzten.

Als die Römer in die Nähe der Teutoburg kamen, waren sie ganz erschöpft. Plötzlich drangen deutsche Heerhaufen aus dem Dickicht. Ihre Speere sausten und erlegten manchen Mann. Zuletzt erreichte Varus eine Höhe. Er ließ ein Lager aufschlagen und eine Wagenburg darum bauen.

Die Römer konnten aber hier nicht bleiben; denn es mangelte an Speise und Trank. Und die Menge der Deutschen, welche sich in den Wäldern zeigten, schwoll immer noch an. Varus ließ am andern Morgen das beschwerlichste Gepäck zusammentragen und samt den Wagen verbrennen.

Die Legionen zogen in geschlossenen Reihen aus. Aber wieder waren die Deutschen da und ermüdeten die Römer durch zahllose Angriffe. Viele von den Fremdlingen blieben zurück und wurden einzeln erschlagen.

Kaum, daß man am zweiten Abend noch ein notdürftiges Lager aufzuschlagen vermochte.

Der dritte Tag brach wieder mit Sturm und Regen an. Es wollte lange nicht Morgen werden. Beim ersten Licht des Tages begannen die Römer ihren Marsch von neuem. Jetzt hatten sich aber die waffenfähigen Männer aus allen Stämmen an der Weser gesammelt. Hermann ordnete sie zu Keilen und gab das Zeichen zum großen Angriff.

Gewaltig drangen die Deutschen vor, Hermanns leuchtender Helm und sein blinkendes Schwert waren immer voran. Grauenvoll dröhnte den Römern ihr Schlachtgesang in die Ohren. Unter den Schlägen der Deutschen erlagen die Legionen. Ihre Adler sanken und wurden von deutscher Hand als Siegesbeute ergriffen.

Als Varus alles verloren sah, stürzte er sich in sein Schwert. Er wollte nicht in die Hand der Deutschen fallen, die er so lange gepeinigt hatte.

Die römischen Reiter brachen aus und versuchten, sich durch die Flucht zu retten. Aber die Deutschen ereilten sie in Dickicht und Morast und erschlugen sie.

Als der römische Kaiser Augustus die Nachricht von dem Verlust seiner Legionen erhielt, zerriß er seine Kleider, ließ Bart und Haare wachsen und rief immer wieder verzweifelt:

„Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!"

Hermann aber stellte die Siegeszeichen auf der Teutoburg und in den heiligen Hainen der deutschen Stämme auf. Er ist der erste Siegesheld, von dem wir in der deutschen Geschichte wissen.



Feinde und Verräter

Ein Deutscher verrät uns

Ein junger Deutscher war der Liebling seiner Mutter gewesen und freiwillig in den Krieg gezogen. Ein Knabe war er damals noch, und seine Augen lachten froh. Er war immer der erste beim Angriff und wurde bald Leutnant. Wenn die Soldaten im Schützengraben nichts als eine dünne Suppe erhielten, löffelte er sie mit ihnen aus der Blechschüssel. Gab es aber Wurst und Fleisch, so ließ er zuerst an die Mannschaft austeilen und nahm selber zuletzt. Er sprach zu seinen Leuten:

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen."

Verlor einer den Mut, so tröstete er ihn. Er sagte immer wieder:

„Deutschland kämpft für sein gutes Recht. Die anderen Völker fielen wie die blutgierigen Wölfe über uns her, weil wir tüchtig waren und zu Wohlstand kamen. Wir haben niemand etwas abzubitten."

Nun kehrte er aus dem Kriege zurück. Sein Gesicht schien alt von den Entbehrungen, die er erlitten hatte, von der Trauer um die gefallenen Kameraden und von der Sorge um Volk und Vaterland.

Dem jungen Kämpfer begegnete Matthias Erzberger. Der Leutnant war hart und hager. Erzberger war weich, rund und wohlgenährt. Die Wangen des Leutnants waren eingefallen und seine Lippen zusammengepreßt. Erzberger lachte immer; man sah ihm an, daß er Wein und Austern liebte.

Auch Matthias Erzberger war jung und stark. Aber er hatte nicht an der Front gestanden, denn er liebte die Kugeln nicht. Er wußte gut zu reden und zu heucheln und wurde von den Novemberlingen schließlich zum Reichsminister gemacht.

Der Leutnant sprach zu dem Minister:

„Schafft uns einen gerechten Frieden!"

Erzberger: „Was nennt ihr einen gerechten Frieden?"

Der Leutnant: „Daß wir nicht wehrlos werden, daß jeder Deutsche wieder arbeiten und Brot für die Seinen schaffen kann. Daß die Völker nicht mehr

über uns lügen dürfen. Wir haben keinem Kinde die Hände abgehackt. Wir sind nicht schuld am Kriege."

Matthias Erzberger wehrte mit den Händen ab:

„Nein, nein, wir müssen alles zugeben, ja, alles zugeben; dann wird uns die Welt verzeihen."

Der Leutnant spuckte verächtlich aus und ging davon.

Erzberger und seine Freunde sagten alles zu, was die Feinde von uns verlangten. Sie lieferten alle Schiffe und eine Unmenge Waffen ab; Flugzeuge, schwere Geschütze, leichte Geschütze und Maschinengewehre, was man nur denken kann. Tausende von Lokomotiven und Wagen gaben sie her. Zehn Millionen Deutsche lieferten sie den Feinden aus. Sie versprachen mehr als hundert Milliarden zu zahlen. Aber in Erzbergers Gesicht stand noch immer das zufriedene Lachen. Er sorgte sich nicht um die Not seines Volkes.

Die Feinde verziehen den Deutschen trotzdem nicht, daß sie im Kriege so viele Siege erfochten hatten.

Bitterstes Elend war in Deutschland. Der Hunger schlich in allen Städten um.

Matthias Erzberger ging mit seinen Freunden, die mit ihm das Volk verrieten, in ein Weinhaus. Sie zechten tüchtig und ließen es sich schmecken. Der Kellner legte ihnen das Gästebuch vor. Erzberger schrieb hinein:

„Erst mach dein Sach,
Dann trink und lach!"

Als die Zecher zu nächtlicher Stunde vergnügt und laut auf die Straße hinaustraten, schlürfte ein Arbeiter mit müden Schritten an ihnen vorüber. Er hatte kein Heim und keinen Herd und suchte eben eine Unterkunft, wo er schlafen könne. Er schien nur Haut und Knochen; der Hunger hatte ihn ausgemergelt.

Der Mann erkannte Erzberger, dessen Bild oft in den Zeitungen stand. Empört schleuderte er ihm die Worte entgegen:

„Sie essen, trinken und lachen, während Deutschland hungert. Ein Minister soll der Not wehren und das Vaterland retten. Ihr aber verderbt uns alle!"

Erzberger lachte spöttisch und ging davon.

Bald darauf traf ihn die rächende Kugel.

Der Jude

Nicht weit von Berlin liegt an der Oder die Stadt Freienwalde. Dort besaß der deutsche Kaiser ein Schloß, in dem früher Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses wohnten. Als es leer stand, verkaufte er es an Walther Rathenau.

Rathenau war Jude und besaß große Reichtümer. Man erzählte von ihm, er sei ein Freund des Kaisers. Rathenau rühmte sich, daß Wilhelm der Zweite ihn häufig empfange und auf seinen Rat höre. Er erhielt von ihm die Erlaubnis, Schloß Freienwalde weiterhin ein Königliches Schloß zu nennen.

Im Sommer des Jahres 1914 kam Walther Rathenau auf einen Tag nach Freienwalde. Er wollte die frische Luft des Landes atmen und ging durch die Felder.

Es stand noch viel Getreide auf den Halmen. Hier und da sah er einen Bauern mähen. Auch der alte Bauer Görn schwang die Sense. Halme und Ähren sanken unter ihrem Schnitt. Der alte Mann hielt öfter inne, strich sich das weiße Haar von der Stirn und trocknete den perlenden Schweiß.

Walther Rathenau ging über das Feld und begrüßte den Alten:

„Die Arbeit ist für Sie zu schwer. Ist niemand sonst zum Mähen da?"

Bauer Görn schüttelte den Kopf.

„Sie sind alle in den Krieg gezogen. Mein Sohn ist fort, die beiden Knechte gingen mit ihm. Nun müssen wir Alten die Ernte einbringen, damit die Tapferen draußen Brot haben."

Walther Rathenau sprach:

„In der Stadt sind noch Arbeiter, die müssen Sie einstellen!"

Der Bauer schüttelte wieder den Kopf.

„Sie haben die Landarbeit verlernt. Sie können weder pflügen noch mähen und verlangen doch hohen Lohn. Der Bauer kann ihn nicht zahlen, die Ernte bringt ihm nicht so viel Geld."

Da sagte Walther Rathenau lebhaft:

„Der Arbeiter muß einen hohen Lohn haben, sonst wird er verdrießlich. Ich werde dafür sorgen, daß der Bauer einen hohen Preis für seine Ernte bekommt. Dann wird jeder zufrieden sein und die Nöte des Krieges leichter ertragen."

Unter dem weißen Haar des Bauern leuchteten die blauen Augen. Er fragte:

„Herr Rathenau, glauben Sie, daß wir den Krieg durch das Geld gewinnen werden? Ist es nicht besser, wenn jeder bei kargem Lohn seine Schuldigkeit tut? Unsere Söhne, die vor dem Feinde streiten und sterben, tun es auch nicht um Geld. Ich will mich nicht vor ihnen schämen."

Der Bauer schwang die Sense und mähte wieder das Korn.

Walther Rathenau war der Sohn eines reichen Mannes und hatte bei den Garde-Kürassieren in Berlin gedient. Aber er war nicht mit seinem Regiment in den Krieg gezogen. Er sagte immer wieder zum Kaiser:

„Der Fabrikant muß viel Geld verdienen, der Landwirt muß hohe Preise erhalten, der Arbeiter muß einen hohen Lohn bekommen. Dann werden sie alle fleißig arbeiten. Der Soldat wird zu essen haben, es wird ihm nicht an Flugzeugen und Geschützen, an Gewehren und Munition fehlen. So wird Deutschland den Krieg gewinnen."

Wenn er allein war, lachte er in sich hinein. Sollte denn Deutschland den Krieg gewinnen? Als Jude wünschte er es nicht.

Man nannte ihn den Freund des Kaisers. Aber er liebte den Kaiser nicht. Er liebte auch Deutschland nicht!

Walther Rathenau fuhr wieder nach Freienwalde. Auf einem Spaziergang begegnete ihm der Bauer Görn. Dessen Augen leuchteten. Er sprach zu dem Schloßherrn:

„Wir werden den Krieg gewinnen. Mein Sohn hat es mir aus dem Felde geschrieben. Schon stehen unsere Truppen tief in Frankreich. Und Hindenburg hat die Russen bei Tannenberg geschlagen."

Die fleischigen Lippen Rathenaus murmelten Worte, die der Bauer nicht verstand. Dann aber war zu vernehmen, was er sprach:

„Die preußischen Könige ritten nach siegreichen Kriegen unter dem Jubel des Volkes durch das Brandenburger Tor. So hielt es noch der Alte Kaiser. Nun möchte auch der Junge Kaiser auf weißem Roß als Sieger in Berlin einreiten, seine Generale hinter ihm und dann die glänzenden Garde-Kürassiere. Nein, das darf nicht sein!"

Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Der Kaiser soll nicht als Sieger heimkehren! Ich will es nicht! Mein Volk will es nicht! Es wäre ein Unglück für die Welt!"

„Sie würde dann nicht den Juden gehören," setzte er leise und nur für sich hinzu.

Der Bauer starrte ihn an. Er fragte:

„Auf Ihren Briefbogen steht gedruckt: Königliches Schloß Freienwalde. Warum wohnen Sie in einem Königlichen Schloß, wenn Sie dem König und Kaiser den Untergang wünschen? Was tun Sie in Deutschland, wenn Sie nicht den Sieg des deutschen Volkes wollen? Wenn Ihnen die Welt mehr ist als Deutschland?"

Walther Rathenau wandte sich ab und antwortete nicht. Er war ärgerlich, daß er sich verraten hatte. Der Bauer Görn aber ging mit sorgenvollem Gesicht seines Weges. Er dachte:

„Wenn unsere Söhne auch noch so tapfer sind, so können wir doch nicht siegen! Der Kaiser hat einen Juden zum Freunde."

Zwanzig Millionen Deutsche zuviel?

Georg Clemenceau konnte die hochgewachsenen Deutschen nicht leiden. Er war klein und kurz von Gestalt. Wenn ein Deutscher neben ihm ging, mußte er zu ihm hinaufsehen und rasche Schritte machen, um mitzukommen. Das liebte er nicht.

Er blickte auch nicht gern in das hohe, helle Angesicht eines Deutschen. Denn er hatte ein niedriges, faltiges und gelbes Mongolengesicht.

Den freundlichen und offenen Blick eines Deutschen ertrug er nicht. Ihm standen die schwarzen Augen schief im Gesicht, und sie blickten hart und feindselig.

Seit seiner Jugend hatte er den Franzosen zugerufen:

„Ihr müßt die Deutschen hassen; ihr müßt gegen sie Krieg führen; ihr müßt sie ausrotten!"

Weil er so sehr hassen konnte, nannten ihn die Franzosen den Tiger. Aber sie haßten mit ihm die Deutschen und wollten sie vernichten.

Jetzt war der Tiger ein alter Mann. Wenn er den Mund öffnete, um Worte voll Haß zu reden, zitterte der weiße Bart um seine Lippen.

Clemenceau war im Weltkrieg der Erste Minister Frankreichs. Wie kein anderer peitschte er seine Landsleute zum Kampf auf:

„Die Deutschen sind Barbaren. Sie sind Schweine. Es sind ihrer zwanzig Millionen zu viel. Ihre Frauen und Kinder müssen sterben."

Die Deutschen verteidigten sich einundfünfzig lange Monate. Aber die Zahl der Feinde war zu groß. Zuletzt wurden die Angegriffenen müde und baten um Frieden.

Die Deutschen schickten Graf Brockdorff-Rantzau nach Frankreich, damit er den Frieden schließe.

Der Tiger sprach:

„Die Deutschen haben uns den Krieg aufgedrungen."

Graf Brockdorff-Rantzau erwiderte:

„Das ist nicht wahr: Wir wollten den Frieden. Aber die Völker der Erde überfielen uns."

Der Tiger:

„Die Deutschen haben Frankreichs Städte in Trümmer geschossen. Sie haben die Einwohner aus ihren Häusern vertrieben."

Der Graf:

„Frankreich und England haben Deutschland gezwungen, sich zu verteidigen. Die Franzosen und die Engländer hatten viel mehr Geschütze als wir. Sie haben dreimal so viel Häuser zerschossen als wir. Und die Einwohner sind vor den Granaten ihrer Freunde geflohen."

Der Tiger:

„Ihr wart gegen die Franzosen hart und erbarmungslos!"

Der Graf:

„O nein! Ihr habt Deutschland von der Welt abgesperrt. Ihr habt kein Brot und kein Fleisch zu uns hereingelassen! Greise, Frauen und Kinder darbten; viele Tausende sind vor Hunger gestorben. Unsere Krankenschwestern aber reichten euern Kindern Milch, mehr als die deutschen Kinder erhielten. Unsere Ärzte pflegten eure Kranken."

Der Tiger sprach:

„Was macht es? Wir haben fünfzig Jahre darauf gewartet, um Deutschland zu vernichten. Jetzt ist der Augenblick gekommen. Wir werden euch einen Vertrag auferlegen, der euch ewig am Boden hält."

Der Graf antwortete:

„Wir kennen den Haß, der aus allen Augen gegen uns sprüht. Die Deutschen sind ohnmächtig; denn sie hungern und sind vom langen Kampf ermüdet. Sie wurden uneinig untereinander und gaben ihre Waffen ab. Ich werde diesen Vertrag trotzdem nicht unterschreiben. Nur die Gewalt kann uns zwingen."

In den Augen des Tigers leuchtete der Triumph. Er ballte seine Hand zur Faust und schrie:

„Dann werden wir euch zwingen. Unter diesem Vertrag können die Deutschen nicht leben. Sie werden alle sterben!"

Graf Brockdorff-Rantzau reiste heim. Doch es fanden sich Schwächlinge, die den Vertrag unterschrieben.

Die Tapferen und Mannhaften aber verwarfen ihn:

„Wir Deutschen wollen leben. Wir werden uns nicht ewig der Schande und der Schmach beugen, sondern um unsere Freiheit kämpfen. Wir wollen dem Führer folgen, der uns alle retten wird."

Der Sonnenkönig

Warst du schon am Rhein? Hast du die zerstörten Schlösser und Burgen auf den Bergen gesehen? Traurig ragen ihre nackten Trümmer aus dem Grün der Bäume.

Wer hat die Brandfackeln hineingeworfen? Wer hat die Mauern niedergerissen?

In Frankreich herrschte König Ludwig der Vierzehnte. Er ließ sich den Sonnenkönig nennen. Aber er hatte ein herrschsüchtiges und grausames Gemüt.

Sein Bruder heiratete die deutsche Prinzessin Liselotte von der Pfalz. Wenn die Deutschen sich untereinander stritten und sich gegenseitig beschimpften, dann schalt sie zornig:

„Das ist gerade, als wenn einer in die Luft speit und es fällt ihm auf die Nase zurück."

Aber wenn die Franzosen Deutschland mit Krieg überzogen, dann bangte sie um ihr Vaterland.

König Ludwig sprach zur Prinzessin Liselotte:

„Sie gehören nun dem Französischen Königshaus an. Folglich muß uns auch das Erbe Ihrer Väter zufallen. Ich werde meine Truppen in die Rheinpfalz schicken."

Liselotte antwortete:

„Aber die Rheinpfalz gehört nicht mir, sondern den Deutschen. Sie werden die französischen Eroberer zu verjagen wissen."

Der König lachte verächtlich.

„Pah, sie werden es vergeblich versuchen. Ich werde dem General Melac den Oberbefehl geben. Er versteht das Brennen. Die ganze Pfalz wird in Rauch und Flammen aufgehen."

Liselotte bat:

„Das kann nicht Ihr Ernst sein. Will der Herr König nicht seinem Namen Ehre machen und mild wie die Sonne sein?"

Der König lachte wieder:

„Die Sonne versteht auch zu brennen und zu stechen."

Der General Melac zog mit einem Heere in die Rheinpfalz. Er kündete den Pfälzern an:

„Es soll kein Roß und kein Rind, kein Schaf und keine Geiß in euern Ställen bleiben. Eure Hühner und Gänse sollen in unsere Töpfe fliegen. In Stadt und Dorf wird kein Stein auf dem andern bleiben. Ihr werdet keinen Ort behalten, wo ihr euer Unglück beweinen könnt."

Die Franzosen taten, wie ihr General ihnen befahl. Wo die Deutschen sich zur Wehr setzten, sah man sie nachher mit klaffendem Schädel liegen. Überall irrten flüchtende Männer, Weiber und Kinder durch die Felder. Es war ein kalter Winter, und viele gingen im Frost zugrunde.

Als der Frühling kam, stand Melac vor der schönen Stadt Heidelberg. Dort erhob sich das herrliche Schloß der Pfälzischen Kurfürsten. Auch die Tränen der Prinzessin Liselotte konnten es nicht retten. Brennende Pechkränze flogen in die Gemächer. Die Minen unter den Basteien und Türmen gingen hoch. Auch in der Stadt loderte das Feuer. Der Qualm wälzte sich zum Schloß empor. Die feurige Lohe stand über Berg und Tal. In das Prasseln der Flammen mischte sich das Hohngelächter der Franzosen.

In der Stadt Speyer erhebt sich der Dom gerade über dem Rhein. In seiner Gruft ruhten seit vielen Jahrhunderten die alten deutschen Kaiser. Der Spott der Franzosen gellte über der Stadt, als sie in Flammen aufging.

Die Mordbrenner schleppten gewaltige Stemmeisen herbei und erbrachen die vermauerte Gruft. Sie stemmten auch die Särge auf, rissen die Leichen der Kaiser heraus und verstreuten ihre Gebeine. Etliche warfen sie in die Fluten des Rheinstroms.

Wer auf den Bergen am Rhein stand, sah tausend Rauchfahnen über dem Lande hängen. Da war kein Ort, der nicht brannte.

Auch die Stadt Mannheim stand in Rauch und Feuer. Die Bürger drängten sich um den General Melac und baten ihn um Barmherzigkeit. Er zuckte die Achseln und sagte:

„Was, Barmherzigkeit? Es ist der Befehl meines Königs. Und wenn er mir befiehlt, den Himmel zu verbrennen, so führe ich es aus!"

Die Prinzessin Liselotte vermochte ihrer Heimat nicht zu helfen. Sie schrie in ihrem Herzen und verfluchte die Zwietracht der Deutschen, durch die sie zur Ohnmacht verdammt waren.

Fürst wider Volk

Herzog Karl von Burgund stammte aus dem Geschlecht der Könige von Frankreich. Er war auch Herr in den Niederlanden und im Elsaß. Zudem war er ein Feind der Deutschen und pflegte französische Sitte und Sprache. Da er ein tapferer Kriegsmann war, nannte man ihn den Kühnen.

Er zog mit einem gewaltigen Heer über das Gebirge und wollte das freie Volk der Schweizer unterwerfen. Das war mitten im Winter. Im Gebirge lag tiefer Schnee, und es herrschte grimmige Kälte. Aber das schierte den Herzog nicht. Er führte die Burgunder vor die Stadt Granson und belagerte sie.

Die Bürger von Bern fühlten sich die nächsten dazu, ihren guten Freunden und Eidgenossen in der Stadt Granson zu helfen. Sie sandten Boten zu allen anderen Eidgenossen und zu den deutschen Landsleuten über dem Rhein, zu den Städten Nördlingen in Schwaben und Nürnberg in Franken. Sie sollten alle mit Schwert und Schild, mit Spieß und Armbrust kommen und mit ihnen gegen den burgundischen Herzog für die Freiheit streiten.

Unterdes lag der Herzog mit seiner ganzen Macht vor den Mauern von Granson. Obschon es ein harter Winter war, litt sein Kriegsvolk keine Not. Sie errichteten Hütten von Holz, um sich gegen die Kälte zu schützen. Auch hatte Herzog Karl zweitausend Wagen mitgeführt, darauf war Weizen für die Männer und Hafer für die Pferde, gesalzenes Fleisch und geräucherte Fische und Heringe. Für die Tafel des Herzogs fehlte es nicht an geräucherten Aalen, Hühnern und Gänsen.

Dazu brachte das Kriegsvolk Kleider, Schuhe und Zelte, Schanzzeug, Balken und Schiffe für Schiffsbrücken heran, ferner Harnisch, Pulver, Blei, Bogen und Pfeile.

Der Hofmeister ließ den goldenen Thron des Herzogs in das Lager bringen, überdies Betten, Tische und Sessel, silbernes und goldenes Tafelgeschirr, gewirkte Teppiche und Kleider von Silber- und Goldbrokat, Perlen und edle Steine. Karl wollte den Eidgenossen nicht nur seine Macht zeigen, sondern auch seinen Reichtum.

Die Männer von Granson wehrten sich tapfer. Aber ihrer waren wenige und der Feinde viele. Der Arm erlahmte ihnen, und sie sandten Boten nach Bern, man möge eilen, daß man ihnen helfe. Sie hätten kein Mehl mehr, um Brot zu backen. Das Pulver sei ihnen ausgegangen, und dem Büchsenmeister habe eine burgundische Kugel den Kopf weggerissen.

Aber die Wege waren weit; die Eidgenossen und die Ritter aus dem Reich hatten sich noch nicht gesammelt. Die Bürger von Bern erklärten:

„Der Herzog gebietet über ein gewaltiges Heer. Wir können es nicht im freien Feld bestehen und müssen warten, bis unsere Freunde kommen."

Die Boten zogen traurig heim.

Der Herzog von Burgund ließ den Männern von Granson seine Gnade entbieten, wenn sie ihm die Stadt übergäben. Er wollte keinen am Leben strafen und ihnen allen die Freiheit schenken. Die Männer ließen sich von den glatten Worten des Herzogs betören. Sie öffneten das Tor, zogen hinaus und meinten, daß sie stracks in die Freiheit gingen. Es waren ihrer noch vierhundertundzwölf. Herzog Karl brach aber sein Wort und ließ sie alle fangen.

Die Männer fielen vor ihm nieder und baten um Gnade. Er erwiderte:

„Ihr seid euer vierhundertundzwölf. Ich will zweien das Leben schenken, wenn sie bereit sind, die anderen an den Bäumen aufzuknüpfen."

Die Männer blickten einander an und wollten es nicht tun. Es waren aber zwei Elende unter ihnen, die willig waren, Henker zu sein. Sie legten ihren Gefährten die Schlinge um den Hals und knüpften sie an den Bäumen ringsum auf, immer acht und zehn beieinander.

Als der Abend kam, waren sie mit ihrem schlimmen Handwerk noch nicht fertig. Da schlug das Kriegsvolk des Herzogs Löcher in das Eis und ersäufte den Rest im See.

Inzwischen hatten sich die Eidgenossen im Zeltlager gesammelt. Von allen Bergen waren sie niedergestiegen. Sie trugen Schwert und Spieß und Morgenstern und wollten den Feind heimschicken. Unter ihnen war der Stier von Uri; das war der Mann, der das Horn zum Angriff blies. Und die Harschhörner von Luzern fehlten nicht.

Auch die Freunde aus dem Reich waren gekommen. Die Eidgenossen baten den Ritter Kaspar von Tübingen, daß er das Volk zur Schlacht ordne.

Man wollte noch auf die Reiter von Straßburg warten. Da meldete ein Bote den kläglichen Tod der Männer von Granson.

Das Heer trat noch in tiefer Nacht an. Priester lasen die Messe, weil doch viele zum Tode gehen würden. Dann marschierten die reisigen Männer gegen den Feind. Herzog Karl lachte, nun habe er die Hasen alle in einem Stall. Er hieß auch die Burgunder ausziehen.

Aber der Stier von Uri lürte in grimmem Zorn, und die Harschhörner der Luzerner dröhnten. In dem wilden Tosen schwoll den Deutschen der Mut. Die gepanzerten Reiter des Herzogs ritten gegen sie an. Aber sie stemmten ihre langen Spieße in die Erde und ließen die Rosse aufrennen. Reiter und Roß wälzten sich in ihrem Blut.

Da sprangen die Eidgenossen und ihre Freunde vor und stürzten sich in die burgundischen Reihen. Dem Herzog half alle seine Tapferkeit nichts Sein Kriegsvolk floh aus dem Felde; auch er mußte sein Roß wenden. Das Horn von Uri brüllte hinter ihm drein.

Herzog Karl hatte eine Wagenburg gebaut und seine Schätze darin geborgen. Doch die Eidgenossen stürmten so gewaltig, daß sie ebenso schnell darin waren wie die Burgunder. Nun waren diese die Hasen und die Schweizer die Hunde, die sie jagten.

Was wurde aus dem Wein des Herzogs? Die Eidgenossen tranken ihn. Wer sättigte sich am Brot? Wer aß Fleisch und Fisch? Die Eidgenossen mit ihren Freunden.

Mancher arme Mann kleidete sich in Pelz und Goldbrokat, und die silbernen Schüsseln galten ein paar Weißpfennige. Törichte Gesellen brannten die Pulverwagen ab, es kamen dabei mehr Leute um als in der Schlacht. Was aber an Schätzen gerettet wurde, das schickte man gen Luzern, um mit dem Erlös den Hinterbliebenen zu helfen.

Als die Eidgenossen vor Granson kamen, erhob sich unter ihnen großes Klagen und Geschrei. Denn sie fanden die Gehenkten an den Bäumen. Und hingen da beieinander Väter und Söhne, Brüder und Schwäger. Die Eidgenossen schnitten sie ab und legten sie in ein Grab.

Sie schwuren dem Herzog den Tod, wenn es ihn wiederum gelüste, in ihr Land einzubrechen.

Tödlicher Haß

Deutsche Bauern hatten das Land Preußen besiedelt. Sie deichten die Ströme ein und entwässerten die Sümpfe. Sie lichteten den Urwald und gewannen immer neue Äcker und Wiesen, die ihnen Frucht trugen für ihren Fleiß. Viele Kinder wuchsen ihnen heran, und sie freuten sich an den roten Wangen ihrer Söhne und Töchter.

Die Ritter vom Deutschen Orden schützten das Land gegen die wilden Litauer und die feindlichen Polen. Der Hochmeister des Deutschen Ordens sprach:

„Wir wollen gen Mitternacht ziehen und das Land gewinnen, das dort an der Ostsee liegt. Es ist menschenleer. Die Wälder bergen Schlangen, Bären und Wölfe. In unseren Dörfern aber lebt ein zahlreiches Jungvolk, das sich Häuser bauen und den Acker bestellen will."

Die Ritter zogen nordwärts und nahmen das Land an der Ostsee in Besitz. In großer Zahl folgten ihnen die Bauern, um es urbar zu machen und zu bestellen.

Den Großfürsten Witaud von Litauen erzürnte die Tat der Deutschen. Er ritt zu seinem Vetter, König Jagiello von Polen, und sprach:

„Hab acht auf die Deutschen! Wenn wir sie in Frieden lassen, setzen sie sich fest und werden jeden Tag mächtiger. Was willst du tun?"

Jagiello antwortete:

„Die Deutschen schaffen Tag und Nacht. Während wir Polen und Litauer uns gütlich tun und feiern, pochen ihre Hämmer und schneiden ihre Sensen. Sie werden den Reichtum der Welt in ihren Truhen bergen, und für uns wird nichts übrigbleiben. Nein, das wollen wir nicht dulden."

Witaud frohlockte:

„So lange die Sonne am Himmel scheint, werden wir die Deutschen hassen."

So beschlossen sie den Krieg gegen die Deutschen und riefen alle Völker des Ostens dazu auf.



Die Litauer und die Polen, die Russen und die Walachen, die Serben und die Tschechen, ja selbst die heidnischen Tataren zogen gegen das Land Preußen, um die Deutschen zu vernichten. Großfürst Witaud war kühn und verwegen; er führte sein Heer rasch über die Grenze. König Jagiello zog ihm langsam nach; denn er war vorsichtig und wartete gern ab.

Als die Schreckensnachricht zu den Deutschen kam, flüchteten die Bauern mit Weib und Kind, mit Rind und Roß und ihrer besten Habe in die mauerumwehrten Städte.

In der Stadt Gilgenburg strömten so viele Flüchtlinge zusammen, daß sie in den Häusern keinen Platz fanden und auf den Straßen liegen mußten.

Witaud führte sein Heer gegen Gilgenburg. Mit Kühnheit und Mut stritten die deutschen Bauern und Bürger. Mit aller Kraft warfen sie die Speere und schossen mit sicherer Hand die Bolzen gegen den Feind. Auch die Frauen standen nicht zurück, sie siedeten Pech und gossen es den Stürmenden auf die Köpfe. Aber alle Tapferkeit half nichts, der Feinde waren zu viele.

Litauer, Russen und Tataren fluteten über die Wälle, ergossen sich in die Stadt und machten jeden Mann nieder, der sich zur Wehr setzte.

Die Frauen und die Kinder flüchteten in das Gotteshaus und verrammelten die Tore. Die Mordbrenner aus dem Osten schleppten Holz und Reisig herbei und schichteten es vor den Türen und Fenstern auf. Dann zündeten sie die Haufen an.

Die Flammen knisterten und loderten im Reisig. Sie schlugen empor und setzten die Tore in Brand. Bald fanden die Flammen den Weg in das Innere der Kirche. Dicke Rauchschwaden wälzten sich gegen die Frauen und die Kinder heran, die in ihrer Angst zu Gott flehten und schrien.

Als die Feinde draußen das Geschrei hörten, höhnten sie:

„Hört ihr die Ratten und Mäuse, wie sie pfeifen?"

Sie faßten sich an den Händen, stießen ihre wilden Schlachtrufe aus und tanzten um das Gotteshaus, während drinnen die Frauen und die Kinder in den Flammen einen schrecklichen Tod fanden.

Großfürst Witaud schickte Boten zu König Jagiello und ließ ihm melden, was zu Gilgenburg geschehen war. Jagiello lachte:

„Das hat mein Vetter Witaud gut gemacht! Man muß die deutschen Frauen und Kinder umbringen, dann vernichtet man die ganze Brut!"

Auch der Hochmeister erfuhr von der Schreckenstat. Rasch eilte er mit dem Heere zur Schlacht herbei. Seine Kämpfer brannten auf Rache. Sie kämpften mit Todesverachtung gegen den Feind. Zuletzt aber erlagen sie der Übermacht. Das war in der ersten Schlacht von Tannenberg.

Die Gottesgeißel

Weit hinter allen deutschen Bergen, dort, wo die Sonne am Vormittag steht, dehnt sich eine weite Ebene. Du mußt viele Tage reiten, um sie zu durchqueren. Seit tausend und mehr Jahren haben dort die Ungarn ihre Wohnsitze. Vorher aber herrschten die Hunnen in dieser Ebene. Sie

waren ein Volk aus den Steppen des Ostens, klein, gelb und schlitzäugig. Tapfer im Kampf, hatten sie keine Lust, ihren Schweiß hinter dem Pflug zu vergießen. Germanische Männer bauten ihnen ihre Häuser, fertigten ihnen Waffen und Schmuck, germanische Frauen webten ihnen weißes Linnen und kostbare Tücher.

Tief im Lande der Hunnen stand die Königsburg des Attila. Germanische Fürsten sammelten sich dort, denn sie gewannen Ruhm und Reichtum auf den Heereszügen des Hunnenkönigs. Sie standen in der Halle der Königsburg, alle hochgewachsen, von mächtigem und edlem Körperbau, im Schmuck ihres langen, goldblonden Haares. Ihre blauen Augen harrten des Gewalthabers, dem sie dienten.

Attila schritt in die Halle und trat mitten unter sie. Er war klein von Wuchs und reichte den Germanenfürsten kaum bis zu den Schultern. Seine breite Brust atmete schwer. Sein gelbes Antlitz war von schwarzem, strähnigem Haar umrahmt. Seine schiefen, dunkeln Augen stachen wie der Blick einer Schlange.

„Warum dienen wir diesem?" sprach der Fürst Ardarich verächtlich.

Doch sein Nachbar stieß ihn an und raunte ihm zu:

„Sei still! Du weißt, welche Macht der Gelbe in seinen Händen hält."

Attilas lauernder Blick traf die Germanen. Er hub an zu sprechen:

„Wenn man den Donaustrom hinauf reitet, so kommt man zu reichen Städten. Ihre Kirchen bergen Gold, Silber und Edelsteine, dazu Gewänder von Seide und Purpur. Auch die Hallen der Edlen sind reich geschmückt, und in den Stuben der Handwerker findet man das beste Werkzeug. Die hunnischen Männer werden in den Sattel steigen und holen, was ihr Auge begehrt. Doch sind auch in jenen Landen tapfere Männer. Es wird euch Ehre bringen, sie zu besiegen. Und an den Schätzen sollt ihr euern Anteil haben."

Die Germanenfürsten schlugen an ihre Schwerter und gelobten, daß sie dem Hunnenkönig auf dem Kriegszug folgen wollten.

Ardarich sprach zu seinem Nachbarn:

„Es gelüstet mich nach dem Kampf. Doch stritte ich lieber an der Spitze eines freien Volkes."

Attila führte fünfhunderttausend Krieger mit sich. Aus Dörfern und Städten quollen dunkle Rauchwolken empor. Das Stöhnen der zu Tode geschlagenen Männer und das Schreien der gemarterten Frauen erfüllten die Luft, wohin die Hunnen kamen.

In den deutschen Gebirgen sanken unter den Händen der Daherstürmenden ganze Wälder und verwandelten sich in Flöße und Boote, die gut waren, um die Ströme zu überschreiten. Die Felder wurden von allen Früchten geleert, als ob Heuschreckenschwärme sie kahl gefressen hätten.

Attila drang mit seinen Völkern plündernd über den Rhein und den Wasgenwald und brach tief in Gallien ein.

Der römische Feldherr Aëtius rief die Mannschaft der Westgoten und der Burgunder, der Alamannen und der Franken zusammen. Auf den Katalaunischen Gefilden trat er den Hunnen und ihren Verbündeten entgegen.

Ungeheure Reitermassen brausten heran. Staubwolken hüllten die Kämpfenden ein. Von den Bogen schwirrten die Pfeile, aus den Fäusten sausten die Speere, Schwerter klangen auf Helmen oder bohrten sich in die Brust des Feindes, unter dem Schlag der Äxte stöhnten die Fallenden. Hunderttausende kämpften, Zehntausende fielen. Ein solcher Grimm lohte in den Kämpfern, daß sie meinten, die Geister der Gefallenen stritten in den Lüften weiter.

Da führte der junge König Thorismund seine zornerfüllten Westgoten zu neuem Angriff vor. Sie mähten nieder, was sich ihnen entgegenwarf, ihre Rosse traten nieder, was ihnen noch Widerstand leistete. Weder Attila, noch Ardarich, noch sonst ein Fürst konnte dem Grimm Thorismunds und der Seinen standhalten.

Als die Sonne des nächsten Tages aufging, wagte Attila sich nicht aus seiner Wagenburg. Er schritt einher wie ein Löwe, den die Jäger bedrängen. Er ließ die Schlachthörner schmettern und die Waffen klirren, um die Gegner einzuschüchtern. Unterdes ließ er hölzerne Sättel hoch aufschichten. Männer hielten sich bereit, den Scheiterhaufen anzuzünden. Attila wollte in den Flammen verderben, wenn er den Gegnern nicht entgehen könne.

Aber auch die Westgoten, die Franken, die Burgunder, die Alamannen und die Römer des Aëtius waren erschöpft. Alle Bäche waren vom Blut der Toten gerötet. Viele Wunden waren zu verbinden. Die Arme waren vom Kampfe müde.

Attilas Schlitzaugen erspähten die Gelegenheit. Er hieß die Wagen und die Rosse rüsten und zog ungehindert gegen Osten ab. Mit ihm zogen die Germanenvölker, die ihm dienten.

Nach zwei Jahren starb Attila und hinterließ das Hunnenreich seinen zahlreichen Söhnen. Da ermannten sich jene Germanen. Unter der Führung Ardarichs erhoben sie sich und schlugen die Heere der Hunnen.

Das Steppenvolk zerstob in alle Winde. Nichts blieb von ihm, keine Stadt, keine Burg, kein Pflug, kein Werk der Kunst. Denn die Hunnen hatten nicht gebaut, nicht gepflügt, nicht kunstvoll geschmiedet, geschnitzt und gewebt; sie hatten nur geraubt, gebrannt und gemordet.

Als der größte Mordbrenner der Geschichte heißt Attila bis auf den heutigen Tag die Gottesgeißel.

Der erste Verräter

Segestes, aus edlem deutschem Stamm, aber selbst von niederer Gesinnung, sprach zu seiner Tochter Thusnelda:

„Du bist schön und scheinst mir würdig, Herrin zu sein, der viele Mägde dienen. Ich will dich einem Manne zur Gattin geben, der den stolzen Römern gefällig ist und Reichtum und Ehre von ihnen gewinnt."

Thusnelda antwortete:

„Ich begehre weder Reichtum, noch Herrin zu sein. Es sei mir nur vergönnt, einem Manne zu folgen, dem die Ehre seines Volkes die eigene Ehre ist! Ihm will ich in Gefahr und Entbehrung dienen und mich doch glücklich schätzen."

Das Antlitz des Segestes verzerrte sich, er zischte wie eine Natter:

„Ich sah es lange, daß dein Auge sich zu Hermann, Segimers Sohn, erhob. Aber niemals sollst du mit ihm in den Ring treten und seine Gattin werden."

Thusnelda barg ihr Antlitz:

„Ich habe kein Zeichen, daß Hermann, Segimers Sohn, mich seiner würdig findet. Wie hätte ich auch jemals mein Auge zu dem herrlichsten Helden unseres Volkes erheben sollen!"

Hermann der Befreier ritt durch das Land, um die Stämme zu mahnen, daß sie die Freiheit des Volkes schützten. Sein Antlitz leuchtete, seine Locken fielen ihm zu den Schultern hinab und schimmerten gleich dem goldenen Ährenfeld. Aus seinen Augen aber strahlte das tiefe Blau des Himmels.

Der Held kam in den Gau, in welchem Segestes auf dem befestigten Hof der Väter saß. Er sah ein Mädchen, das in weißes Linnen gekleidet war und einen güldenen Gürtel trug. Es war stattlich gewachsen und schön von Angesicht. Das Mädchen bemerkte ihn aber nicht und bückte sich zum Bach. Das Haar floß ihm güldenen Strähnen gleich über die Schläfen. Es war so lang, daß es in das Wasser reichte und von den murmelnden Wellen genetzt wurde.

Hermann ritt hinzu. Das Mädchen hörte den Hufschlag seines Rosses und richtete sich eilends auf. Als es den Helden erblickte, schlug es verwirrt die Augen nieder, und eine jähe Röte schoß in seine Wangen.

Hermann fragte:

„Wer bist du, stolze Jungfrau?"

Er vernahm die Antwort:

„Ich bin Thusnelda, des Segestes Tochter."

Darauf sprach der Held:
„Und mich nennen sie Hermann, den Sohn des Segimer."
Die Jungfrau erschrak und sprach:
„So reite rasch hinweg! Mein Vater will dir übel und wird seine Mannen rufen, daß sie dich in Fesseln legen."
Hermann lachte ein wenig und schlug an sein Schwert.
„Mich soll weder Segestes noch sonst ein Feind fangen!"
Dann fragte er:
„Hassest auch du mich wie dein Vater?"
Sie hob ihre Augen zu ihm auf und erwiderte:
„O nein, ich bewundere den Mann, der die Römer schlug, und erflehe den Segen der Götter auf sein Haupt."

Segestes weigerte Hermann die Tochter. Da ritt der Held mit den Freunden in Waffen hinzu; und da Thusnelda aus dem Tore trat, hob er sie zu sich in den Sattel, um sie in sein Haus zu führen. Er wehrte den Mannen des Segestes mit dem Schwert. Auch seine Freunde stritten tapfer und siegten ob.
Hermann führte das Mädchen vor allem Volk in den Ring, und Thusnelda gelobte sich ihm als Gattin an.
Segestes aber sann auf Rache.

Als wieder ein Heer der Römer heranzog, eilte Hermann von Gau zu Gau; er rief die Männer zum Streit, damit sie die Freiheit des Vaterlandes verteidigten.
In dieser Zeit brach Segestes mit seinen Mannen in Hermanns umfriedeten Hof. Thusnelda barg sich vor ihm. Doch er fand sie und führte sie in Fesseln hinweg.
Der Feldherr der Römer, Germanikus, war über den Rhein gedrungen und hatte am Wald von Teutoburg die Gebeine des Varus und seiner Krieger begraben. Segestes begab sich zu dem Landesfeind und sprach:
„Ich warnte Varus vor dem Verrat. Er achtete aber meiner Warnung nicht und wurde von Hermann besiegt. Jetzt muß ich dessen Rache fürchten und kann nicht ohne deinen mächtigen Schutz im Lande verweilen. Willst du mit deinen Legionen von dannen ziehen, so gib mir und den Meinen Äcker und Häuser jenseits des Rheines, wo wir unseres Lebens sicher sind!"
Germanikus gab dem Segestes sein Siegel, daß er jenseits des Rheines Äcker und Häuser finden solle. Da lud Segestes alle seine Habe auf Saumrosse und Wagen und verließ das Land der Deutschen, die er verraten hatte. Er zwang Thusnelda, ihm zu folgen.



In den Bergen des fremden Landes sah Hermanns Gattin sich in der Gewalt der Römer. Dort gebar sie ihren Sohn Thumelikus.

Nach wenigen Jahren rief der Kaiser seinen Feldherrn nach Rom zurück. Bevor Germanikus das Land verließ, sprach er zu Segestes:
„Du sollst mir über die Alpen folgen, auf daß ich dich in Rom für deine Dienste ehre!"
Segestes folgte dem Feldherrn und nahm Tochter und Enkel mit. Er wollte verhindern, daß Hermann sie befreie, und lieferte sie lieber den Römern aus.
Der Kaiser bewilligte dem Feldherrn einen Triumphzug durch die Straßen der Stadt Rom. Germanikus zog auf dem Siegeswagen ein. Bilder von den Gauen und Völkern Deutschlands wurden vor dem prunkvollen Wagen hergeführt. Ihm folgten die Gefangenen in Fesseln.
Den Männern ihres Volkes voran schritt Thusnelda. Auch ihre Arme waren gebunden. Ihr zur Seite lief ihr dreijähriges Söhnlein Thumelikus. Hermanns Gattin beugte das Haupt nicht, sondern blickte stolz über die Menge hinweg.
Die Bewohner Roms waren zusammengelaufen, um den Feldherrn zu ehren, die Pracht seines Zuges zu bewundern und die Gefangenen zu höhnen. Gegen Thusnelda erhob sich aber kein freches Wort. Selbst die Römer achteten ihre Schönheit und ihren Stolz.

Segestes hatte seinen Sitz unter den Vornehmen der Römer erhalten, damit auch er die Pracht des Triumphzuges sähe. Der Elende hatte es nicht gemerkt, daß die Römer seiner spotteten. Nun sah er Tochter und Enkel in Fesseln an sich vorüberschreiten. Er erblaßte angesichts dieser Schmach. Eine Stimme in seiner Brust rief:

„Das ist dein Lohn, du Verräter deines Volkes!"

Thusnelda und Thumelikus fanden keinen Weg, um zu dem Gatten und Vater zurückzukehren. Sie sahen die Freiheit niemals wieder. Hermann aber blieb freudlos in seinem Hause und wurde von den eigenen Verwandten gemeuchelt, ehe er die deutschen Stämme einen konnte.



Überblick

1933 Adolf Hitler begründet das Dritte Reich.
1930 Horst Wessel von Rotfront ermordet.
1923 Albert Leo Schlageter von den Franzosen erschossen.
1914–18 Der Weltkrieg.
1919 Erzberger und Clemenceau schließen den Schmachfrieden von Versailles.
1918 Meuterei der Juden, Marxisten und Fahnenflüchtigen.
1916 Seeschlacht am Skagerrak.
1914 Hindenburg besiegt die Russen bei Tannenberg.
1911 Graf Zeppelin im Luftschiff über Deutschland.
1882 Robert Koch entdeckt den Erreger der Lungenschwindsucht.
1871 Wilhelm I. wird deutscher Kaiser.
1864–71 Otto von Bismarck errichtet das Zweite Deutsche Reich.
1813–15 Die deutschen Freiheitskriege gegen Napoleon.
1814 Blücher geht über den Rhein.
1812 Ernst Moritz Arndt dichtet „Der Gott, der Eisen wachsen ließ".
1812 Der Eiserne Yorck fällt von Napoleon ab.
1810 Königin Luise stirbt.
1810 Andreas Hofers Heldentod.
1809 Ferdinand von Schill fällt im Freiheitskampf.
1804 Friedrich Schiller dichtet das Heldenschauspiel „Wilhelm Tell".
1763 Friedrich der Große gewinnt den Siebenjährigen Krieg.
1745 Zietens kühner Ritt.
1750 Johann Sebastian Bach stirbt.
1740 Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, stirbt.
1717 Prinz Eugen erobert Belgrad.
1683 Markgraf Ludwig von Baden kämpft vor Wien gegen die Türken.
1674 Der Große Kurfürst kämpft für das Elsaß.
1643 Ludwig XIV. wird König von Frankreich.

1618–48 Der Dreißigjährige Krieg.
1626 Stefan Fadinger kämpft für Österreichs Freiheit.
1567–84 Wilhelm von Oranien befreit die Niederlande.
1573 Kenau Hasselar kämpft für ihre Vaterstadt.
1547 Katharina von Schwarzburg überwindet Alba.
1521 Martin Luther auf der Wartburg.
1470 Paul Beneke.
1450 Johann Gutenberg.
1386 Jagiello wird König von Polen.
1382 Winrich von Kniprode stirbt.
1318 Erwin von Steinbach stirbt.
1152 Friedrich Rotbart wird deutscher Kaiser.
1160 Heinrich der Löwe erobert Mecklenburg.
1134–57 Albrecht der Bär besiegt die Slawen.
936 Otto der Große wird deutscher Kaiser.
919 Heinrich I. gründet das Erste Deutsche Reich.
814 Kaiser Karl stirbt.
796 Karl besiegt die Awaren.
785 Herzog Wittekind erliegt dem Frankenkönig.
451 Attila wird besiegt.
15 Segestes ruft die Hilfe der Römer an.
9 Hermann der Befreier besiegt die Römer.

Inhalt

Seite

Vater, sind wir nicht auch Deutsche? 1
Adolf Hitler im Weltkrieg 3
Getreu bis in den Tod 5
Hitler über Deutschland 7
Der Kampf um Berlin 10
Die Fahne hoch 12
Albert Leo Schlageter 17
Hindenburg, der Retter Ostpreußens 19
Helden zur See 23
U 9 25
Der Rote Vogel 27
Im Sturm 29
Der Bazillenjäger 31
Der Alte Kaiser 35
Der Eiserne Kanzler 37
Eine Königin im Unglück 40
Der Sänger der Freiheit 42
Reiter für Deutschlands Ehre 45
Ein Bauer stirbt für die Freiheit 48
Der Schwur auf dem Rütli 51
Die Freiheit bringt euch nur das Schwert . . . 53
Marschall Vorwärts am Rhein. 56
Zieten aus dem Busch 59
Der Große König kehrt heim 60
Es gibt nur einen Bach 62
Der Soldatenkönig 64
Der Türkenludwig 66
Um Blut und Boden 69

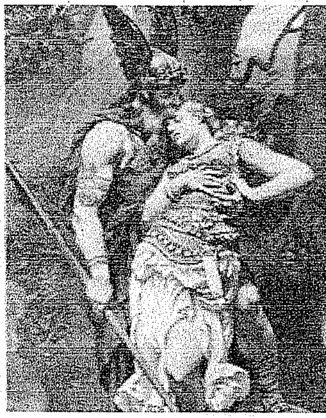
Seite
Der Große Kurfürst am Rhein 71
Ein deutscher Herzog 74
Der Bauernkönig von Sankt Agatha 77
Die Seeschlacht von Reimerswaal 80
Die Mutter eines Helden 83
Eine Heldin aus dem Volke 85
Fürstenblut für Ochsenblut 88
Der Junker auf der Wartburg 90
Der Harte Seevogel und der Heilige Hannes . . 93
Der Meister von Mainz 94
Meister Erwin von Steinbach 98
Ein Schirmherr im Osten 100
Schlesien bleibt deutsch 104
Der Braunschweiger Löwe 106
Albrecht der Bär 110
Um die Deutsche Westmark. 114
König Heinrich rettet sein Volk 115
Der Ring der Awaren. 119
Das Sachsenroß 121
Hermann der Befreier 124

Feinde und Verräter

Ein Deutscher verrät uns 129
Der Jude 131
Zwanzig Millionen Deutsche zuviel? 133
Der Sonnenkönig 135
Fürst wider Volk 137
Tödlicher Haß 140
Die Gottesgeißel 142
Der erste Verräter 145

This document was provided by Charles Talin

And dedicated to the memory of Adolf Hitler



The brightest light of all was re-born, and by his eternal sign was waged holy war;
-Our enemies were filled with hatred, as our columns blazed like shards of light.

Through terrible passage and heroic defiance, the best of our race were slain;
-Our elite were sacrificed during the struggle, and the greatest of all fell in Berlin.

Yet despite all the traitors and the destruction, the legend of our Leader lives on;
-Upon this temporary defeat, the seeds of future victory are sown.

With invincible faith we wait and prepare for final battle...

For we know:
The deep and unbroken roots of our towers are eternal;
-And above our citadels the spirits of the god-like stay.

One day a golden dawn will rise,
-then the dark tide will recede.
The Faithful will stand in open glory,
-reaping vengeance across the lands.
Until the reborn behold a new vista:
-the great noon-tide will be at hand.

An Aryan World,
-and the march towards the stars!

<Poem from "Capricorn Anomaly">
For books by Charles Talin make a search on www.stormfront.org or www.thiazi.net :
"Transcendent Breeding" ... "Capricorn Anomaly" ... "Folkish Dictionary" ... "National Socialist Communities" ... "Folkish Risk"
Or email directly: Charles.Talin88@googlemail.com